Nr. 25 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Mittwoch, den 30. Januar 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 1. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Der Mißtrauensantrag gegen Car abgelehnt

Die Regierung mit dem Justizminister solidarisch — Der Linksblock übt Stimmenthaltung

Warschau. Am Montag nachmittag trat der polnische Sejm zu seiner mit Spannung erwarteten Sitzung zusammen, um den Mißtrauensantrag der Nationaldemokraten gegen den Justizminister Car zu behandeln. Im Verlauf der Aussprache teilte Ministerpräsident Bartel mit, daß das gesamte Kabinett mit der Haltung des Justizministers übereinstimme. Die Regierung habe keinen Grund gehabt, die Verordnung des Staatspräsidenten über die Revision des polnischen Gerichtswesens zurückzuziehen, da der Senat den entgegengesetzten Beschluß des Sejms nicht bestätigt habe.

*

Der Mißtrauensantrag gegen den polnischen Justizminister Car ist in namentlicher Abstimmung mit 96 Stimmen des Regierungsblocks und der ihm nahestehenden Gruppen gegen 84 Stimmen der Nationaldemokraten, Ukrainer und radikalen Bauern bei Stimmenthaltung der übrigen Fraktionen abgelehnt worden. Das Abstimmungsergebnis ist außerordentlich interessant und gibt in politischen Kreisen zu verschiedenen Deutungen Anlaß. Der Regierungsblock verfügt bei Vollzähligkeit über 122 Stimmen und mit seinen Anhängern über 141 Stimmen, während gegen den Antrag nur 96 Stimmen abgegeben wurden. Die Deutsche Fraktion übte Stimmenthaltung, und zwar nicht aus dem Grunde, weil sie irgendeinen Anlaß hatte, die Regierung oder besonders den Justizminister zu stützen, sondern weil sie selbstverständlich darauf verzichtete, unter der Führung der den Deutschen besonders feindlich gesinnten Nationaldemokraten gegen das Kabinett vorzugehen.

Aufrollung der Minderheitenfrage

Das Hauptproblem der Märztagung des Völkerbundes

Genf. Die Ausführungen des Präsidenten des europäischen Minderheitenkongresses, Dr. Wilfan, über die wir bereits eingehend berichtet haben, haben in hiesigen politischen Kreisen, die sich mit den Minderheitsfragen befassen, große Beachtung gefunden, da man darin allgemein den Auftakt für die kommende Behandlung der Minderheitsfragen vor dem Völkerbundsrat sieht. Mit großem Interesse wird in hiesigen Kreisen der Märztagung des Völkerbundsrates entgegengesehen, da sich der Eindruck verstärkt, daß dabei die Minderheitenfrage in ihrer ganzen Tragweite auf der Grundlage der bestehenden Verträge und des gegenwärtigen Verfahrens aufgerollt werden wird. Den Ausgangspunkt der erwarteten großen Aussprache über die Minderheitsfragen im Völkerbundsrat bilden nach allgemeiner Auffassung die Erklärungen des kanadischen Senators Dandurand, sowie die Ausführungen Dr. Stresemanns auf der Dezembertagung des Völkerbundsrates in Lugano. In diesem Zusammenhang weist man besonders auf die Ausführungen Dr. Stresemanns in Lugano hin, der damals eine grundsätzliche Prüfung der gesamten Minderheitenfrage durch den Völkerbundsrat forderte und eine Erörterung dieser Frage durch den Völkerbundsrat auf der nächsten Tagung in Aussicht stellte. Es wird hier als wahrscheinlich angenommen, daß die deutsche Regierung bereits in nächster Zeit den formellen Antrag stellen wird, die Minderheitsfragen auf die Tagesordnung der Märztagung des Völkerbundsrates zu setzen. Die Veröffentlichung der Tagesordnung des Völkerbundsrates erfolgt wie üblich Anfang Februar. Inwieweit auch von kanadischer Seite ein ähnlicher Schritt unternommen werden wird, dürfte bisher noch nicht endgültig geklärt sein. Der kanadische Senator Dandurand, der Mitglied des Völkerbundsrates ist, befindet sich ebenso wie der ständige Vertreter beim Völkerbundsrat, zur Zeit noch in Kanada und trifft erst Anfang März wieder in Genf ein.

Gesandter Rauscher in Berlin

Die deutsche Antwort an Polen abgegangen.

Berlin. Wie von zuständiger Seite mitgeteilt wird, ist die deutsche Antwort auf die letzten Vorschläge Twardowskis zum Handelsvertrag nach Warschau abgegangen.

Der deutsche Gesandte in Warschau, Rauscher, ist in Berlin eingetroffen. Er wird mit den in Frage kommenden Ressorts über eine ganze Reihe zwischen Deutschland und Polen schwebender Fragen sich ins Benehmen setzen.

Die „Abrüstung“

Der Direktor der Abrüstungsabteilung beim Völkerbundssekretariat in Berlin.

Berlin. In Berlin ist der Direktor der Abrüstungsabteilung beim Völkerbund, Erio Colban, eingetroffen. Die Reise des Herrn Colban steht im Zusammenhange mit der vorbereitenden Abrüstungskommission, die von ihrem Präsidenten, London, zum 15. April einberufen worden ist. Herr Colban bereist gegenwärtig mehrere europäische Hauptstädte. Es verlautet, daß er sich von Berlin aus noch nach London, Rom und Prag begeben soll. Nach Prag deswegen, weil der tschechoslowakische Minister des Auswärtigen, Dr. Benesch, Vorsitzender des Sicherheitsausschusses des Völkerbundes war, dessen Arbeiten mit denjenigen der vorbereitenden Abrüstungskommission eng verknüpft sind.

Wie mitgeteilt wird, dient die Reise Colbans in erster Linie Besprechungen über diejenigen Fragen, die im April zur Behandlung gelangen sollen. In unterrichteten Kreisen besteht nach wie vor der Eindruck, daß nach der gegenwärtigen Lage auch die Apriltagung der Abrüstungskommission nur von kurzer Dauer sein wird und daß hierbei lediglich Fragen geringerer Bedeutung behandelt werden sollen. Man scheint auf alliierter Seite die Absicht zu haben, hierbei auch die sowjetrussischen Vorschläge zur Erörterung zu stellen, die grundsätzlichen Fragen der Abrüstung jedoch erst auf einer weiteren Tagung zu behandeln, die im Laufe des Sommers, voraussichtlich im Juli oder August, stattfinden soll.

Byrd hat eine neue Insel entdeckt

London. Nach einer in Neuyork eingegangenen Mitteilung der Byrd-Expedition hat Byrd auf einem Flug über König Eduard VII.-Land eine neue Insel und 14 Klippen entdeckt.



Generaloberst von Plessen gestorben

Der langjährige Generaladjutant des Kaisers und Kommandant des Kaiserlichen Hauptquartiers im Felde, Generaloberst Hans von Plessen, ist Montag vormittag, in Potsdam, im Alter von 87 Jahren verstorben. Generaloberst von Plessen war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung des Kaisers.

China lehnt ab

London. Nach Meldungen aus Peking hat in einer neuen Besprechung zwischen dem Nankinger Außenminister Wang und dem japanischen Generalkonsul Japan als Voraussetzung für die Zurückziehung seiner Truppen aus Schantung eine förmliche chinesische Entschuldigung für die Zwischenfälle von Tsinanfu und volle Entschädigung für die Hinterbliebenen der hierbei ums Leben gekommenen Japaner verlangt. Wang erwiderte, daß Japan seinerseits sich für die Entsendung der Truppen nach Schantung zu entschuldigen habe. China sei zur Zahlung einer angemessenen Entschädigung bereit, wenn auch Japan vollen Schadenersatz für die chinesischen Verluste in Tsinanfu leistet. Wang schlug die Ernennung eines internationalen Ausschusses zur Feststellung der Schuldfrage vor.

Die Opiumregierung von Nanking

Auf dem Weg zum Bürgerkrieg.

Von T'ang Leang-Li

Dem flüchtigen Beobachter mag es scheinen, als ob die Reorganisation der „National“-Regierung von Nanking auf der von Sunyatsen stammenden Basis der Fünf-Gewalten-Gliederung sowie die juristisch-diplomatische Anerkennung Nankings durch die Großmächte, mit Ausnahme von Japan, den Beginn einer neuen Aera im Fernen Osten bedeuteten. Jenes wird als ein Ausdruck dafür betrachtet, daß die destruktive Epoche der chinesischen Revolution abgeschlossen ist, dies als ein Beweis dafür, daß der Erfolg der nationalen Revolution als gesichert gilt.

Innenpolitisch vermag man auf eine Reihe von Reformen hinzuweisen, die sich auf das gesamte Leben der Nation erstrecken, auf die Beratungen der Landeskonferenzen über das Erziehungswesen, den finanziellen Wiederaufbau; das Verkehrswesen, auf die Vereinheitlichung des Finanzwesens der Provinzen Kiangsu, Kiangsi, Anhwai, Tschekiang und Fukien, auf die neue Beamtenordnung und die Einführung von offenen Prüfungen für den diplomatischen und konsularischen Dienst, auf den Entwurf eines neuen Fabrikgesetzes, auf die Gründung der Bank von China nach dem Muster der Bank von England, auf die Einsetzung einer Kommission zur Unterdrückung des Opiumhandels und der vorbereitenden Abrüstungskommission, der die Schaffung einer militärischen Reorganisationskommission folgte. Außenpolitisch ist festzustellen, daß sich die Mächte, mit der einzigen Ausnahme Japans, veranlaßt gesehen haben, die chinesische Forderung nach Zollautonomie anzuerkennen und für den Fall des „Wohlverhaltens“ die Abschaffung der Exterritorialität in Aussicht gestellt haben. In der wirtschaftlichen Sphäre ist die Berufung von amerikanischen Nationalökonomen zu verzeichnen.

Nominell kann also ein bedeutender Fortschritt im politischen Organismus Chinas nicht geleugnet werden. Die Reichshauptstadt ist aus der korrupten Atmosphäre Pekings mit ihrem unzeitgemäßen und unnatürlichen Diplomatenbezirk nach dem weniger bequemen, aber besser gelegenen Nanking verlegt worden. Vom Standpunkt des Völkerrechts ist China wieder zu einer Einheit geworden und damit wieder in die Familie der Nationen aufgenommen. Mit Großbritannien und den anderen Großmächten sind wieder freundliche Beziehungen hergestellt. Wilde Streikbewegungen und Demonstrationen sind untersagt. Die Militaristen des Nordens sind besiegt; die Mandschurei hat dem „Dreivölker-Prinzip“ seine Gefolgschaft zugesagt, und ein neues Regierungssystem, „das keinerlei Parallele in der Geschichte der Welt kennt“, ist eingeführt.

Eine nähere realistische Betrachtung der Lage Chinas muß jedoch bittere Enttäuschung hervorrufen. Die Hauptstadt ist zwar verlegt worden, aber der Geist, der die neue Metropole beseelt, ist der alte geblieben, da man das ganze Mandarinentum Pekings, mit Ausnahme einiger besonders berüchtigter Persönlichkeiten in Bausch und Bogen mit verpflanzt hat. In einem gewissen Sinne ist die Korruption und die Protektionswirtschaft in Nanking noch schlimmer als diejenige Pekings. Man hat nicht nur die höchsten Beamten des alten Regimes in Amt und Würden eingesetzt, sondern auch viele hohe Würdenträger, die von früheren nationalistischen Regierungen wegen Korruption und Unfähigkeit entlassen wurden, wieder eingestellt.

An Stelle des nördlichen „Tuchünates“ ist ein neuer Militarismus und Feudalismus im Süden entstanden, der sich in der weiteren Existenz der lokalen politischen Räte in den verschiedenen Zentralen der Kwangsi-Militaristen, in der Fortdauer der finanziellen Unabhängigkeit verschiedener Provinzen und im absoluten Verlangen der militärischen Reorganisationspläne ausdrückt. Die lokalen politischen Räte, die das Bindeglied zwischen den zentralen Behörden und den Provinzregierungen darstellen sollten, stehen völlig unter der Herrschaft der militärischen Kommandeure. Sie sollten nach einem Beschluß der fünften Vollsitzung des Zentral-Exekutivkomitees am 1. Januar 1929 verschwinden. Später verzichtete man jedoch auf die Durchführung dieses Beschlusses, und das gilt wahrscheinlich für immer.

Auch die Reorganisation der Nationalarmee wurde nur bei der Armee Tschiangkaischeks eingeleitet, während bei der Kwangsi-Armee und den anderen Armeen alles beim alten geblieben ist. Von ungefähr zwei Millionen Soldaten sind weniger als 100 000 demo-

bilisiert worden, viele davon führen ein unstetes Wanderleben. Dieser Tage trat in Nanking zwar eine aus den obersten Militärs gebildete Reorganisationskonferenz zusammen, aber auch hierbei dürfte nicht viel herauskommen. Die chinesische Presse spricht sogar von geheimen Abmachungen zwischen Fengyuhsiang und Tschiangkaischek gegen die Kwangsi- und Mukdengruppe. Selbst die Tatsache, daß Feng, Yen, Li Tschai Sum usw. in Nanking Ministerposten bekleiden, besitzt wenig Bedeutung, weil die Generale ihre Armeekommandos oder die Präsidentschaft der lokalen politischen Räte beibehalten haben und überdies die Möglichkeit besitzen, sich in Nanking durch Ersatzleute vertreten zu lassen.

Was die Unterdrückung des Opiumhandels betrifft, so explodierte der große „Kiangnan“-Skandal gerade eine Woche nach dem Zusammentritt der zur Beseitigung des Opiumhandels eingesetzten Landeskonferenz. Der Raum verbietet es leider, auf diesen überaus wichtigen Vorfall näher einzugehen. Nur soviel sei gesagt, daß am 26. Oktober des vergangenen Jahres auf dem von Wu Han kommenden Dampfer „Kiangnan“ eine Opiumsendung aufgefunden wurde, die groß genug war, um ganz China zwei Jahre lang mit Opium zu versorgen. Dieses Opium sollte von dem Kommandeur der Garnison Schanghai (zur Kwangsi-Gruppe gehörig) in der französischen Konzession verkauft und der Ertrag in Waffen und Munition umgesetzt werden. Es ist bezeichnend, daß die Presse von Schanghai diesen Skandal zunächst totzuschweigen versuchte und der Polizeipräsident von der Nankinger Regierung entlassen wurde, als er den Vorfall der Zentralregierung meldete. Die öffentliche Meinung war natürlich über die Haltung von Nanking erbittert. Unter Führung von Tschiangkaischek wurde schließlich zur Aufklärung der Angelegenheit eine Kommission nach Schanghai entsandt. Schon nach wenigen Sitzungen trat Tschiangkaischek von dem Vorsitz zurück und sowohl Tschiang als auch Feng hüllten sich in Schweigen. Die Ursache hierfür scheint darin zu liegen, daß hochgestellte Personen wie der Finanzminister Sung in den Skandal verwickelt waren und die Bekanntgabe des Tatbestandes wahrscheinlich zu einem Wiederaufflackern des Bürgerkrieges geführt hätte.

Andererseits hat ein großer Teil Chinas gegenwärtig unter einem Terrorismus zu leiden, wie er selbst unter Tschangtsolin unbekannt war. Sämtliche Oppositionsblätter sind unterdrückt und etwa Dreiviertel der aktiven Mitglieder der Kuomintang sind aus der Partei ausgeschlossen.

Es mehren sich jedoch die Zeichen dafür, daß diese Reaktion weit übers Ziel hinausgeschossen hat. Kürzlich trat der Parteivorstand der Kuomintang von Nanking aus Protest gegen die Wiederzulassung der ausgeschlossenen „Westhügelgruppe“ geschlossen zurück. Die Studenten der nationalen Universität Peking protestierten gegen die Ernennung Li Yu Yings, ihres früheren Idols, zum Präsidenten der Universitätszone von Peking. Wenige Tage darauf wurde eine große Demonstration gegen die Geheimdiplomatie Wangs und Sungs bei ihren Verhandlungen mit den Mächten, gegen die übermäßigen Konzessionen gegenüber diesen Mächten und gegen die Anerkennung der Anleihen von 1913 und 1918 ausgeführt. Diese Streitpunkte haben inzwischen zu weiteren ernsten Meinungsverschiedenheiten im Schoße der herrschenden Gruppe Nankings Veranlassung gegeben und die Kuomintang-Bewegung der Provinzen Honan und Schensi hat öffentlich die Rückkehr Wangs verlangt, um eine Reinigung des „Stalles von Nanking“ vorzunehmen.

Wohin diese Bewegung führen wird, ist heute noch nicht zu sagen. Sicher ist jedoch, daß China wieder einem Pulverfaß gleicht und sich der angesammelte Explosivstoff jederzeit in der Form eines Krieges zwischen Feng und Tschiang gegen die Kwangsi-Gruppe entladen kann.

Aman Ullah wieder König

Paris. Die afghanische Gesandtschaft in Paris gibt jetzt das Telegramm im Wortlaut bekannt, das sie aus Kandahar erhalten hat: „Angesichts der gegenwärtigen Lage hat die Bevölkerung von Kandahar, Farah, Herat, Mazar, Maimeneh und Katagan Aman Ullah zum König ausgerufen. Dieser erfüllte den von der afghanischen Nation bekundeten Wunsch, um das Land vor jedem Angriff zu bewahren und die höchsten Interessen des Vaterlandes zu retten. Der Monarch hat alsbald die Aufstellung der neuen Regierung vorgenommen. Die Stämme Hazara, Mohmand, Safk und Wardak sowie die der südlichen Gegend, die ganz Afghanistan vertreten, leisteten Aman Ullah den Treueid.“ — Die afghanische Gesandtschaft ist bereits in direkter Verbindung mit der Stadt Kandahar, wo sich Aman Ullah zur Zeit aufhält.



Ein Königstraum, der zu Wasser wird

Aman Ullah freut sich auf das Tauwetter, das seinem Widersacher zum Verhängnis werden dürfte.

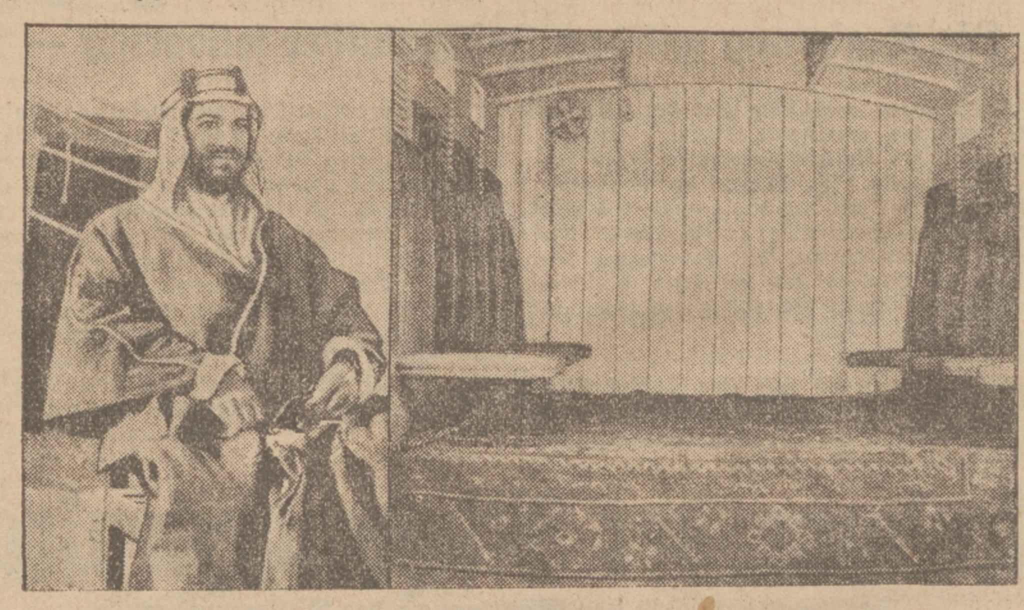
Ein zweites sozialistisches Wehrprogramm

Die Forderungen der sächsischen Sozialdemokratie

Leipzig. Die Generalversammlung des Unterbezirks Groß-Leipzig der SPD. hat am Sonntag ihre Generalversammlung in Leipzig abgehalten. Es wurde beschlossen, dem Parteitag der SPD. ein Wehrprogramm vorzulegen, das dem amtlichen Wehrprogramm der Partei widerspricht und das im wesentlichen folgenden Inhalt hat:

Die Sozialdemokratie bekämpft jeden Krieg, ob Verteidigungskrieg oder Krieg zum Schutz der Neutralität. Sie lehnt darum im kapitalistischen Staat die Mittel für die Wehrmacht ab und kämpft für die Beseitigung der Wehrmacht. Sie verlangt ständige und lückenlose Ueberwachung aller zu Kriegszwecken geeigneten Erzeugungsmittel des Landes durch das Proletariat. Die Aufgabe der Sozialdemokratie ist die Betonung des Gegensatzes zwischen Proletariat und der Wehrmacht als Machtinstrument der Bourgeoisie von dieser zur Niederhaltung des Proletariats benützt. Die SPD. ist entschlossen, den stärksten Massendruck auch im revolutionären Sinne gegen jede deutsche Regierung anzuwenden, die im Falle internationaler Streitfälle zum Kriege schreitet. Ein nicht zu verhindernder Krieg muß zum Sturz der kapitalistischen Klassenherrschaft ausgenützt werden. Durch die technische Entwicklung ist der Schwerpunkt der Landesverteidigung in Produktion und Verkehrswesen gelegt. Damit wird das Proletariat zum eigentlichen Träger der Kriegsführung. Der Sturz der Bourgeoisie und die Uebernahme der Staatsmacht, die Beherrschung der Produktion und der Verkehrsmittel durch das Proletariat und ihre Verwendung im proletarischen Interesse sind die einzige Voraussetzung dafür, daß das Proletariat für die Landesverteidigung eintritt. Unbeschadet dieser grundsätzlichen Stellungnahme wird gefordert: Parlamentarische Ueberwachung der Reichswehr und Marine und aller Verträge, die die Heeresverwaltung und ihre nachgeordneten Stellen abschließen, dauernder Kampf um die Herabsetzung der Ausgaben für den Wehrhaushalt bis zur völligen Beseitigung aller Rüstungsausgaben, Abschaffung der Kriegsflotte, Verbot der Wehrverbände, Aenderung des bestehenden Rekrutierungssystems, Einstellung der körperlich Tauglichen durch Auslosung auf Grund freiwilliger Meldungen, Entnahme der Offiziere aus den Mannschaften, Wahl einer Vertretung durch die Soldaten zum Schutze ihrer Rechte, Sicherung der staatsbürgerlichen Rechte der Soldaten, volle Koalitionsfreiheit und Mitbestimmungsrecht für die Soldaten, Verbot der Verwendung militärischer Kräfte bei Streitfällen zwischen Kapital und Arbeit, parlamentarische und gewerkschaftliche Ueberwachung aller Industrien und Verkehrseinrichtungen, die zu Kriegszwecken eingesetzt werden könnten, keine Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln an die Privatindustrie, die zu ungesetzlichen Rüstungen mißbraucht werden könnte, Ablehnung der Zuwendungen für die Luftschiffahrt, Beseitigung derjenigen strafgesetzlichen Bestimmungen, die ungesetzliche Rüstungen schützen.

Diese Forderungen werden nach den Ausführungen des Berichterstatters, des Reichstagsabgeordneten Graf, in bewußtem Gegensatz zur parteiamtlichen Stellungnahme erhoben, selbst auf die Gefahr hin, daß wir in Magdeburg in der Minderheit bleiben und die Sachsen wieder einmal von den Parteipäpsten abgekanzelt werden.



Reiseautos für den königlichen Harem

König Ibn Saud, der Herrscher über das Land Hedschas in Arabien, wünscht seinen Haremsschönen, die ihn auf seinen Reisen begleiten, westliche Bequemlichkeit zu bieten. Er ließ in einer englischen Automobilfabrik eine Anzahl Reise-Autos bauen, deren behagliche Ausstattung mit dem Gefängnis-Charakter der Wagen seltsam kontrastiert. Nur das Fehlen der Fenster, an deren Stelle Luftklappen angebracht sind, erinnert daran, daß die Insassen keine Freiheit besitzen. — Links: König Ibn Saud, rechts: das Innere eines Harems-Autos.

Kälte und Schnee in ganz Deutschland

11 500 Schneeschipper in Berlin

Berlin. Aus allen Teilen Deutschlands werden starke Schneefälle gemeldet, besonders aus West-, Mittel- und Norddeutschland, wo die Schneehöhe durchweg 30 cm erreicht hat. Vom Brocken werden 188 cm und von der Zugspitze 162 cm Schnee gemeldet. Gleichzeitig hat auch große Kälte eingesetzt, so in Schlesien bis 14 Grad Celsius, in München 9 Grad und in Berlin zeigte das Thermometer in den Montag-Morgenstunden 4 Grad Celsius.

Es ist mit einer allmählichen Aufheiterung und wärmerem Wetter zu rechnen, dem aber sofort ein Kältesturz folgen wird.

Der Zugverkehr hatte unter den Schneeverwehungen weniger zu leiden, wenn auch vereinzelt Verspätungen gemeldet wurden. So hatte die auf die Abwicklung des Gesamtverkehrs nur unwesentliche Bedeutung.

In Berlin hat der starke Schneefall große Verkehrshindernisse mit sich gebracht. Die Straßenreinigung hat anläßlich der anhaltenden Schneefälle der letzten Tage besondere Maßnahmen getroffen. Die 300 Schneepflüge (50 Kraftschneepflüge und 250 bespannte) sind ununterbrochen in Betrieb. Die Kraftfahrer, Kutscher und Gespanne werden von Zeit zu Zeit abgelöst. Die Anzahl der Hilfsarbeiter ist auf 7200 erhöht worden, so daß z. Zt. mit Einschluß der Stammarbeiter, sowie der Führer und Begleiter der Schneepflüge und der Kutscher der Abfuhrwagen insgesamt rund 11 500 Mann bei der städtischen Straßenreinigung tätig sind. Die Anzahl der Schneeabfuhrwagen betrug am Montag Morgen 800, sie wird im Laufe des Tages auf 1000 erhöht werden. Sämtliche Verkehrsstraßen Berlins sind seit Beginn des jetzt noch anhaltenden Schneefalles 3—4 mal vom Schnee freigemacht worden. Auch ein großer Teil der Nebenstraßen konnte zwischendurch mit Schneepflügen bearbeitet werden.

Wieder Störung im Eisenbahnverkehr

Teilweise Einstellung infolge Schneeverwehungen.

Warschau. Infolge gewaltiger Schneeverwehungen mußte der Eisenbahnverkehr bei Lemberg für 26 Stunden vollkommen eingestellt werden. Die Schneepflüge konnten nicht zur Freilegung der Strecke benutzt werden, da sie trotz ihres Gewichts aus den Schienen sprangen. Die täglichen Ausgaben der Eisenbahnverwaltung für die Beseitigung der Schneemassen beläuft sich auf etwa 100 000 Mark.

Das deutsch-russische Schlichtungs-Abkommen

Berlin. Das am 25. Januar in Moskau gezeichnete Abkommen über ein Schlichtungsverfahren zwischen dem Deutschen Reich und der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken wird nunmehr amtlich im Wortlaut bekannt gegeben. Das Abkommen sieht vor, daß „Streitigkeiten jeder Art, insbesondere Meinungsverschiedenheiten, die bei der Auslegung der zwischen den beiden vertragschließenden Teilen der zweiseitigen Verträge und der zu ihrer Erläuterung und Ausführung ergangenen oder ergehenden Vereinbarungen entstehen, falls ihre Regelung auf diplomatischem Wege auf Schwierigkeiten stößt, gemäß den Bestimmungen des Abkommens einem Schlichtungsverfahren unterworfen werden sollen.“ Zu diesem Zwecke soll mindestens jährlich einmal eine Schlichtungskommission gebildet werden, die jeweils etwa um die Mitte des Jahres zu einer ordentlichen Tagung zusammentreten soll.

Für 140 000 Mark Opium beschlagnahmt

London. Im Hafen von Kalkutta sind am Sonntag bei einer Razzia der Polizei Opium und andere verbotene Betäubungsmittel im Werte von 140 000 Mark in die Hände der Polizei gefallen. Verhaftungen sind vorläufig nicht erfolgt, doch erwartet man scharfe Maßnahmen der Polizei gegen die am Handel mit Betäubungsmitteln beteiligten Händlerkreise.

Explosion in einem chinesischen Bergwerk

Ueber 100 Bergarbeiter vermißt.

London. In einem der südmandschurischen Eisenbahn gehörigen Bergwerk in Yentai hat sich nach Meldungen aus Mukden eine schwere Explosion ereignet. Drei japanische und 100 chinesische Bergarbeiter werden vermißt.

*

Peking. Wie zu dem Bergwerksunglück in Yentai gemeldet wird, sind insgesamt 106 Bergarbeiter verschüttet worden. Bisher konnten 30 Tote geborgen werden. Die Bergungsarbeiten werden fortgesetzt.

Drei Schiffe in Seenot

London. Nach hier vorliegenden Meldungen befinden sich gegenwärtig auf dem Atlantik drei Schiffe mit einer Gesamtbesatzung von 93 Mann in Seenot. Wie aus Neuyork gemeldet wird, ist alle Hoffnung aufgegeben worden, die 20 Mann starke Besatzung des Schleppers „Seiner“ retten zu können. Der britische Frachtdampfer „Silvermäple“ mit 48 Mann Besatzung an Bord, der östlich von Boston hilflos treibt, wird kaum vor Dienstag früh von den beiden amerikanischen Küstenkuttern, die zur Hilfeleistung abgesandt sind, erreicht werden können. Von dem italienischen Frachtdampfer „Capo Vado“ ist seit Freitag abend kein Notsignal mehr vernommen worden. Die 25 Mann starke Besatzung dürfte verloren sein. Der Sturm hält unvermindert an.

Polnisch-Schlesien

Prälat Szaubern ...

Wie alle Geistlichen, so ist auch der Prälat Szaubern von Kruschwitz kein Freund der Klassenverbände. Sich einem solchen Verband anzuschließen, hält der fromme Mann für eine grausliche Sünde, die nur mit den gräßlichsten Höllenstrafen geahndet werden kann. Und so hielt es dieser Diener Gottes für seine vornehmste Aufgabe, seinen Schäfchen allsonntäglich von der Kanzel die Gefahren, die ihrer im Klassenverband lauern, recht anschaulich darzustellen.

Aber weiß Gott wie das kam, Prälat Szaubern hatte mit seinen Kanzelergüssen wenig Glück. Denn eines Tages traten die Arbeiter der Kruschwitzer Zuckerfabrik geschlossen dem Klassenverband der Landarbeiter bei. Der gottesfürchtige Prälat tobte und raste im göttlichen Zorn, aber noch hatte er Hoffnung, die verlorenen Schäflein aus Satans Krallen zu befreien. Und deshalb bat er die neuen Klassenkämpfer zu sich, die auch kamen, denn neugierig waren wohl alle, was ihnen der geistliche Herr erzählen werde. Diesmal legte Herr Szaubern los, wie selten in seinem beschaulichen Leben. Alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete er und malte mit solcher Natürlichkeit die höllischen Strafen, die jeder zu vergegenwärtigen habe, der nicht schleunigst aus dem Verbande austrete, daß sich alle schon in die Hölle versetzt glaubten. Jedoch, schloß er seine erbauliche Standpauke, gerne sei er bereit ihnen diese Sünde zu verzeihen, wenn sie diese Ausgeburt des Satans, das ist nämlich ein Klassenverband, den Rücken kehren. Auch würde er sie zum zweiten Mal taufen und dafür sorgen, daß sie nicht die Arbeit — verlören.

Aber der Satan hatte die Herzen der Kruschwitzer Zuckerarbeiter schon zu mächtig ergriffen, lieber wollten sie ewiglich in der Hölle schmoren und braten als ihren Verband preisgeben, mit Ausnahme von zweien, die vor Angst und Schrecken zusammengeklappt waren.

Das war nicht viel, überhaupt auf so eine prachtvolle Standpauke hin. Doch Prälat Szaubern gab sich vorläufig damit zufrieden. „Denn Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher!“ —, dachte er, und schritt zum zweiten Teile seines löblichen Werkes. Eines Sonntags, da ging es in der Kruschwitzer Kirche sehr feierlich zu. Girlanden schmückten sie, unzählige Kerzen brannten und Weihrauchduft umstrich die Nasen der vollzählig versammelten frommen Gemeinde. Und vorne am Altar knieten die beiden Zusammengeklappten. Ja, und dann kam Prälat Szaubern, in vollem priesterlichen Ornat und taufte unter geheimnisvollen Zeremonien die beiden reumütigen Sünder wirklich zum zweiten Male. Aber damit ließ er es nicht bewenden. Noch mußte aus beiden der Teufel ausgetrieben werden. Man muß nämlich wissen, daß, wenn man dem Klassenverband beitritt, der Teufel von einem Besitz ergreift. Und so betete Prälat Szaubern allerlei lateinische Exorzismen, die die Kirche zur Teufelsaustreibung vorschreibt. Wenn nun auch niemand in der Kirche die beiden Teufel herausfahren sah, so sollen die zerknirschten Sünder sie doch los geworden sein. So verkündete es wenigstens Prälat Szaubern. Und er muß es ja wissen. Ob er allerdings die Teufel selbst gesehen hat, das hat er keinem verraten.

So geschehen im Jahre des Heils 1929 im Städtchen Kruschwitz in der polnischen demokratischen Republik.

Neuer polnischer Staatsvertreter bei der Gemischten Kommission

Wie die polnische Presse meldet, wird Konsul Bretkowski, polnischer Staatsvertreter bei der Gemischten Kommission, zurücktreten. Sein Nachfolger wird aller Wahrscheinlichkeit nach Kajetan Morawski, der zur Zeit der Witosregierung Departementsdirektor im Außenministerium war. Kurz nach den Maivorgängen im Jahre 1926 wurde er zur Disposition gestellt.

Die Ofenanbeter in Scharley

Der Arbeiterbedarf in der Oxydanstalt Blei-Scharley und Säurefabrik, Schellerhütte macht sich immer fühlbarer. Auffallend ist, daß die Arbeitslosen wenig geneigt sind, dortselbst Arbeit aufzunehmen. Es scheinen demnach, trotz der Bemühungen der Gewerkschaften, immer noch nicht hygienisch einwandsfreie Zustände zu herrschen. Hinzu kommen dann noch die Schikanen der lieben Vorgesetzten. Dies gilt besonders für die Blei-Scharley-Oxyd-Anlage. Dort brachte es der Inspektor Bimler aus Goralien fertig, die oberschlesischen Kulturverhältnisse um 200 Jahre zurückzuschrauben. Als nämlich der Bau des ersten Oxydofens beendet war, versammelte der sehr fromme Bimler seine Getreuen, es waren allerdings nur Scharleyer, hielt an diese eine feurige Ansprache und forderte sie auf vor dem noch feurigeren Oxydofen niederzuknien und Gott für die Gnade um Zuweisung eines derartigen Giftbaues zu danken. Auch dem Arbeitgeber sollte gedankt werden, daß er den Oberschlesiern so eine Gasvergiftungsanstalt beschert hat. Und so geschah es, daß die anderweitig beschäftigte Belegschaft das seltene Schauspiel einer Ofenanbetung genoß. Willig folgten die Arbeiter der Aufforderung des Bimler, knieten hin und beteten inbrünstig. Bimler selbst wird sich über die Dämlichkeit des Oberschlesiers im Stillen eins gelacht haben; gelacht aber hat nicht die Behörde. Denn als der famose Inspektor nicht die entsprechenden Sicherheitsmaßnahmen beachtete und ganz gegen seine religiöse Einstellung, sogar keine Sonntagsruhe innehielt, so winkte die Arbeitsinspektion dem Herrn Bimler ab und er kann nun zu Haus in freudiger Erinnerung an seine Feuerofenanbeter zurückdenken. So mußte es kommen, Herr Bimler!

Die „oberschlesischen Schweine“ müssen nach Berlin

Ein Kondukteur aus Oberschlesien erwischte einen Passagier in dem Personenzuge, der vormittag zwischen Kattowitz und Kowel verkehrt, mit einem gefälschten Bilett. Der Kondukteur tat seine Pflicht und führte den betrügerischen Passagier auf der Bahnstation in Strzymieschyze zum Betriebsleiter. Im Büro des Betriebleiters wird der Passagier grob und belegt den Kondukteur mit Schimpfwörtern wie: „Das „oberschlesische Schwein, der Preuße, der Schwabe muß nach Berlin.“ Sonderbarerweise hörte das der Betriebsleiter mit einer gleichgültigen Miene an und ermahnt nicht einmal den Betrüger zum Schweigen. Wahrscheinlich hat ihm dieser aus dem Herzen gesprochen.

Vor ungefähr 14 Tagen hat die „Polska Zachodnia“ mehrere Artikel über das Zusammenleben der hiesigen polnischen Bevölkerung mit den Staatsbeamten aus dem ehemaligen Galizien gebracht. Unter anderem hat sie darauf hingewiesen, daß der Zustrom der Galizier nach Oberschlesien notwendig war, weil in Polnisch-Oberschlesien keine Intelligenz vorhanden ist. Gleichzeitig hat sie aber darauf hingewiesen, daß viele junge Oberschlesier polnische Hochschulen besuchen und die werden künftighin die Aemter füllen. Nebst dem werden die Oberschlesier sich auch auf andere polnische Gebiete verteilen und es wird sich langsam der Unterschied zwischen Oberschlesien und den übrigen Gebietsteilen in Polen ganz verwischen. So hat das Blatt der Sanatoren in Kattowitz die Unifizierung an die Wand gemalt. Als der letzte Artikel darüber in der „Polska Zachodnia“ erschienen ist, wurde in mehreren galizischen Blättern, wie beispielsweise dem „Jl. Kurjer Codzienny“ in Krakau u. a. ein Inserat der Stadtverwaltung Nowy Soncz nachstehenden Inhalts veröffentlicht: „Ein Schornsteinfeger wird gesucht usw. Bewerber haben ihre Offerten an die Stadtverwaltung einzureichen. Oberschlesier werden nicht berücksichtigt. So wird also in der Praxis die „Unifizierung“ durchgeführt. Oberschlesien wurde von den Galiziern als eine Art überseeische Kolonie entdeckt, die von auswärtigen Elementen scharenweise überschwemmt wird, aber die oberschlesische Bevölkerung darf nach den übrigen polnischen Gebieten nicht gehen, nicht einmal als Schornsteinfeger. Da ist man in England und in Frankreich der Kolonialbevölkerung viel besser gesinnt, weil man sie zu allen möglichen Arbeiten verwendet. Selbst in Amerika dürfen die Schwarzen als Schuhputzer ihrer Beschäftigung nachgehen. Die Oberschlesier sind also schlimmer dran, weil sie in Polen nicht einmal Schornsteinfeger sein dürfen. Wir haben nur noch das eine Recht und zwar als Arbeitslose zu hungern, während die anderen alle einträglichen Posten bei uns besetzen.

In der vergangenen Woche starb in Oberschlesien der Direktor der Papier- und Zellulosefabrik „Natronag“ Brünner. Da ist ein Posten zu besetzen und wie die polnischen Blätter zu melden wissen, gibt es eine große Zahl von Bewerbern auf diesen Posten und zwar lauter „Oberschlesier“, die aber von der linken Seite des Przemsaflusses stammen. Von dort kommen die richtigen. Die größte Aussicht Direktor der schlesischen Fabrik „Natronag“ zu werden, hat der Starost Bochynski, der ebenfalls von der linken Seite des Przemsaflusses stammt. So wird ein Posten nach dem anderen und zwar nicht nur in den Staatsämtern, aber auch in der Schwerindustrie, im Handel und selbst in den Kommunen mit auswärtigen Elementen besetzt und die Oberschlesier zurückgedrängt. Die Letzteren werden schließlich den Rat des Fahrkartenbetrügers in Strzymieschyze befolgen müssen, der es gerade heraussagte „Wy gornoslonskie Swinie idzzie do Berlina“ (ihr oberschlesischen Schweine geht nach Berlin).

Betrifft Guthaben ehemaliger Kriegsgefangener!

Der Verband ehem. Kriegs- und Zivilgefangener in Kattowitz weist darauf hin, daß es zwecklos ist, Anträge auf Auszahlung von Guthaben für ehem. französische Kriegsgefangene, die nunmehr die polnische Staatsangehörigkeit erworben haben, an deutsche Stellen zu richten. Nach einer Mitteilung der Deutschen Regierung werden laut dem deutsch-französischen Abkommen vom 30. 10. 1926 lediglich die Ansprüche der früheren Gefangenen und zwar solcher ehem. Kriegsgefangenen berücksichtigt, welche zurzeit des Vertragsabschlusses Angehörige der beiden vertragsschließenden Staaten waren. In Frage kommen also nach dem Abkommen nur französische und deutsche Staatsangehörige. Soweit es sich um polnische Staatsangehörige handelt, wird eine Regelung der Angelegenheit gemäß Artikel 6 der „Haager Landkriegsordnung“ sowie Artikel 13 der „Genfer Konvention“ durch besondere Verhandlungen zwischen der polnischen und französischen Regierung erfolgen. — Die in Frage kommenden ehem. Kriegs- und Zivilgefangenen werden aufgefordert, bezüglich ihrer Ansprüche im Sekretariat des Verbandes in Kattowitz, ulica Plebiscytowa 6, vorstellig zu werden.

Kattowitz und Umgebung

Elternversammlung der Kinderfreunde.

Der hiesige Kinderfreundeausschuß veranstaltete am Sonntag nachmittags eine Versammlung im Saale des Zentralhotels, zu welcher besonders die Eltern, Erzieher und Freunde dieser Bewegung eingeladen waren. Gen. Dr. Bloch sprach sehr deutlich und verständlich über die Ziele der Kinderfreunde, unter Hinweis auf die Schwierigkeiten, welche in Ausübung dieser Arbeit zu überwinden sind. Vor allem müssen die Eltern verstehen, daß die Kinder von uns bewußt zu Klassenkämpfern erzogen werden, ohne daß ihr Kindergemüt verletzt wird. Aber dabei müssen uns eben die Erzieher helfen, deshalb wollen wir Hand in Hand mit diesen für unsere Idee arbeiten und auch gemeinsam alle falschen Beschuldigungen, denen wir naturgemäß ausgesetzt sind, von uns abwehren. Wir wollen den Arbeiterkindern Freude bereiten; deshalb spielen, singen und lernen wir mit ihnen und lassen schöne Sachen anfertigen, um sie an uns zu fesseln und für das große Ziel vorzubereiten, dem wir entgegensteuern, denn Kinder klassenbewußter Arbeitereltern gehören nicht in bürgerliche, sondern in Arbeiterorganisationen hinein. — Die Ausführungen des Referenten fanden lebhafte Zustimmung und wurden von den Genossinnen Janta und Kowoll ergänzt. Bei dieser Gelegenheit wurden auch einige wichtige Fragen erörtert, die schon lange ihrer Erledigung harrten. Im allgemeinen sprachen sich die Genossinnen befriedigend über die Kinderfreundestunden aus, die Kinder kommen gern zu uns und fühlen sich auch wohl.

In Kürze soll wiederum eine solche Versammlung einberufen werden, doch hoffen wir, daß sie zahlreicher besucht sein wird, da doch das Gebiet der Erziehung für alle Eltern eine der wichtigsten Lebensfragen bilden dürfte! Freundschaft!

Achtung, Kinderfreunde!

Die Mädelgruppe trifft sich am Mittwoch und Donnerstag, nachmittags um 3 Uhr, im Zimmer 26. Die jüngeren Knaben treffen sich am Donnerstag abend, um 6 Uhr, im Zimmer 26, ferner am Sonntag um 9½ Uhr. Freundschaft.

Arbeitslosen zur Beachtung! Das Arbeitsnachweisamt in Kattowitz weist darauf hin, daß alle diejenigen Personen, welche von ihren Arbeitsstellen zur Entlassung gelangten, innerhalb 30 Tagen vom Tage des Dienstabganges gerechnet, ihre Anmeldungen als Arbeitslose bei den jeweiligen Arbeitsnachweisämtern

Theater und Musik

„Menschen des Untergangs“.

Stück in 7 Bildern von Rudolf Fitzek.

Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß die gestrige Theatervorstellung in Kattowitz mit Spannung erwartet wurde, und zwar nicht nur deshalb, um ein neues, sogar „frisch gebackenes“ Stück zu erleben, sondern um des Autors willen, der in Oberschlesien bestens bekannt ist und daher vielerlei berechtigte Hoffnungen aufkommen ließ. Auch wir schätzen Herrn Studienrat Fitzek in literarischer Beziehung, wenn auch seine stark religiösen Gedichte nicht unserer Anschauung entsprechen. Doch kann nicht bestritten werden, daß hier ein schönes Talent in der Entfaltung begriffen ist, nur fragt es sich, welchen Flug diese Gedanken wählen werden, und das ist es, was uns daran am stärksten interessiert.

Wir lassen zu allererst den Inhalt des Stückes sprechen: In emsiger Arbeit lebt der Büroangestellte Dworatzky mit Frau und Kind dahin. Er schafft treu und strebsam bis in die Nacht hinein, immer in der Hoffnung, seinen Sohn, der ein glänzender Schüler ist, studieren zu lassen, damit er einstmals das erreiche, was dem Vater nicht vergönnt gewesen. Da naht das Verhängnis. Ein Kind kommt bettelnd in die „geheiligte“ Atmosphäre des Büros. Der Büroinspektor Hornig, ein aufgeblasener, satter Nichtstuer, weist es hinaus, ja, will es schlagen. Dworatzky, der ewig Schweigsame, geht plötzlich aus sich heraus, verteidigt das bettelnde Wesen, gibt ihm Geld — wider den Willen des Hornig. Dieser, schon lange wütend und verhaßt auf den fleißigen Beamten, über den er dem Direktor in den ganzen 10 Jahren nichts melden kann, benutzt diese an sich belanglose Gelegenheit, um angesichts des Abbaus von 50 Beamten den Erwähnten als Ersten vorzuschlagen. Der Direktor wundert sich zwar, glaubt aber seinem Abteilungsleiter, wird nochmals bei einer Unterredung mit Dworatzky etwas irrig an der ganzen Sache, doch siegt seine Diktatur, und mit Radiomusik (Walküre „Feuerzauber“) spült er den „Aerger“ hinunter. Für den Abgebauten beginnt nun die Leidenszeit. Er findet nirgendwo Arbeit, sein Sohn muß von der Schule herunter in eine Lehre, die Frau näht Hemden für ein Geschäft — das Leben ist trostlos. Bei einem gelegentlichen Einschaufeln von Kohle, wo er ein paar Bettelpfennige zu verdienen hoffte, lernt Dworatzky einen heruntergewirtschafteten Philosophen kennen, dessen einziger Halt die Schnapsflasche ist. Allerdings glaubt er auch noch an Jesus Christus, aber nur zuweilen. Dworatzky windet sich in Seelenpein, er hätte sich längst getötet, um des Sohnes willen lebt er weiter. Keine Idee kann ihm helfen, kein Gottesglaube, kein Kommunismus, nur — Arbeit, Arbeit! Auch sein Sohn beschließt zu sterben, weil er trotz seines kindlichen Gemütes die Opfer fühlt, die der Vater für ihn bringt. Und die Mutter? Sie leidet am meisten; denn sie sieht all das Elend, sie geht den entsetzlichen Weg der Selbsterniedrigung; nur um mietefrei zu wohnen, gibt sie sich hin, jagt dann zur Brücke und findet den Mut nicht, hinunterzutauchen, aus Liebe und Sehnsucht nach Hause. Mutter und Sohn finden sich, sie wollen beide stark sein, um dem Vater zu helfen. Da kommt dieser betrunken heim, er hat nach dem letzten Mittel gegriffen und sinkt nun dem Tod in die Arme, um allem Leid, das er doch nicht lindern kann, zu entgehen.

Der Verfasser rührt in seinem Stück verschiedene Probleme an, die in der Zeit der Arbeitslosigkeit nur allzu berechtigt sind. Und zwar liegt ihm ganz besonders der „Mittelstand“ am Herzen, der ja nach Anschauung der bürgerlichen Gesellschaft am meisten unter den Verhältnissen zu leiden hat. An alte Traditionen und Ideen gebunden, wagen diese kleinen Beamten und Angestellten usw. es nicht, neue Wege zu suchen, so daß sie also an der eigenen Not zerschellen müssen. Ganz folgerichtig! Auch Kommunismus und Gottesglaube werden „gebührend“ gewürdigt, desgleichen findet der Alkoholismus seine Definition, wie ihn sich die davon Behafteten auslegen. Im allgemeinen geht die Meinung durch das Ganze, daß alles, auch der Abbau Zufall oder Schicksal ist, daß keiner, auch nicht der Direktor (!), davon ausgeschlossen ist, sondern daß eben stärkere Mächte (Technik, Erfindung usw.) am Werk sind und bestimmend auf alle diese Dinge einwirken. Eine Lösung selbst bringt die Handlung nicht, nur der kraftvolle Junge bleibt als Zufallshoffnung bestehen, in welchem Sinne, das weiß man nicht.

Es ist vielleicht eine Schwäche des Verfassers, daß der Schluß im Verhältnis zu den stark fesselnden Eingangsszenen merklich abflaut und unklar wirkt. Oder liegt darin Absicht, um jedes Menschen Weg, der erkämpft werden muß, ins Dunkle führen zu wollen? Wir vermuten es nicht und kommen zu dem Ergebnis, daß also nur in filmartiger Beleuchtung Schlaglichter gezeigt werden sollen, die zwar mit Problemen Hand in Hand gehen, im übrigen aber kraftlos verblassen. Um diese Erkenntnis zu verhindern, wäre eine andere, tatkräftigere Schlußfolgerung des Stückes notwendig. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß die „Menschen des Untergangs“ eine Welt aufrollen, die viel Opfer und Leid in sich birgt. Wir können uns aber mit der psychologischen Entwicklung des Ganzen nicht einverstanden erklären, weil, trotz alles Moderne darin, die Einstellung zu akuten Ideen und Weltproblemen fehlt, die hier am richtigen Platze gewesen wäre. Der einzelne Mensch, die Masse, zwei Notwendigkeiten! Muß gerade der Kommunismus dafür her-

vorzunehmen haben, um auf diese Weise ihre Ansprüche, wie Arbeitsvermittlung, Krankenbehandlung, Entrichtung von Geldzuwendungen usw. nicht verlustig zu gehen. Verspätete Anmeldungen werden nicht berücksichtigt.

Mit der Kopfbedeckung im Gerichts-Zuhörerraum. Am gestrigen Montag betrat der Kaufmann Max Danielewicz aus Kattowitz den Zuhörerraum der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz, vergaß jedoch zu seinem größten Pech, den Hut vom Kopf zu nehmen. Der amtierende Gerichtsvorsitzende diktierte D. als Strafe für seine „Vergeßlichkeit" eine Geldstrafe von 20 Zloty bezw. 2 Tage Gefängnis.

Schießerei auf einem Aufständischenball. Im angetrunkenen Zustande betrat der Gefängnisbeamte Waclaw Szuczik den Tanzsaal der Gastwirtschaft Schnapka in Gieschewald, wo gerade ein Aufständischenball stattfand. Der Arbeiter Galka wollte Sz. nicht in den Saal hineinlassen, da er keine Eintrittskarte vorweisen konnte. Das paßte dem Herrn Gefängnisbeamten nicht. Voller Wut zog er seinen Dienstrevolver und gab 2 Schüsse auf G. ab, der, in die Brust getroffen, schwerverletzt zusammenbrach. Während der Täter sofort von der Polizei festgenommen wurde, ist G. nach dem Myslowitzer Krankenhaus überführt worden. — Es wäre höchste Zeit, daß die Behörden einen so engen Erlaß anordnen, nach welchem Beamte, die mit Dienstwaffen versehen sind, diese außerhalb des Dienstes nicht tragen dürfen. Bereits besteht eine diesbezügliche Verordnung für Militärpersonen, jedoch wird sie nicht streng genug gehandhabt. Denn noch immer sieht man Offiziere in den Lokalitäten des Abends mit Säbel und Schießprügel. Und erst kürzlich wollte ein Offizier im Kaffee Astoria von dem Schießprügel Gebrauch machen, weil es zwischen ihm und einem animierten Gast, der ein deutsches Liedchen sang, zu einer Auseinandersetzung kam. Das Schlimmste wurde glücklicherweise noch verhütet.

Vereitelte Schmuggelgeschäfte. Vor der Finanz-Strafabteilung beim Landgericht Kattowitz wurde wegen Zollvergehens gegen die Beklagten Siegfried und Martha Harwath aus Königshütte verhandelt. Bei einer plötzlichen Durchsuchung am Bahnhof Kattowitz fand man bei Beiden vor einiger Zeit in Rucksäcken versteckt, mehrere Kilo deutsche Rauchwaren vor, die beschlagnahmt worden sind. Bei der gerichtlichen Vernehmung erklärten die Angeklagten, daß sie die Rauchware im Auftrage einer ihnen nicht näher bekannten Person aus Königshütte nach Sosnowitz schaffen sollten und zwar gegen eine entsprechende Entschädigung. Die Beklagten führten weiterhin aus, nichts davon gewußt zu haben, daß es sich um Schmuggelware gehandelt habe. Das Gericht wies die Ausführungen der Angeklagten als unglaubhaft zurück und erkannte beide wegen Vergehens gegen die Zollvorschriften als schuldig. Siegfried H. wurde zu einer Geldstrafe von 1120 Zloty, Martha H. zu 300 Zloty verurteilt.

Eichenau. (Die letzte Schicht.) Diesmal ist es kein braver Kumpel, der als Opfer seines Berufes sein Leben läßt, sondern die Paulus-Zinkhütte in Eichenau, hat von Sonntag zu Montag, die letzte Schicht verfahren und ihre Tore für immer geschlossen. 500 Arbeiter wurden teilweise nach Recke- und Uthemannhütte verlegt, der Rest der älteren Arbeiter wurde pensioniert. Eichenau verliert dadurch wieder eines der größeren steuerpflichtigen Industrieanlagen nach Georggrube und es verbleibt ihr nur noch die Walter-Kronigk-Bleihütte mit ebenfalls einer Belegschaft von 500 Mann.

Königshütte und Umgebung

Die Behandlung der Knappschaftsmitglieder durch die Knappschaftsärzte.

Zum Zahlen der Knappschaftsbeiträge, die nicht zu knapp sind und durch welche auch die Knappschaftsärzte unterhalten werden, ist der Bergmann gut. Erkrankt er aber einmal oder wird er bei der Arbeit schwer zerschunden, dann natürlich ist er überflüssig auf der Welt. So ist auf der Grube ein Bergmann, Franz Steinert, mehrmals verletzt worden. Die Folgen dieser Unfälle machen ihn immer mehr arbeitsunfähig. Er begab sich am 4. Januar 1929, auf Grund einer Verschlimmerung seines Leidens, zum Knappschaftsarzt Dr. Kluczniok, zur Behandlung. Das Leiden verschlimmerte sich aber derart, daß Steinert am 10. 1. 1929 nicht einmal den Weg von Königshütte auf die Gräfin-Lauragrube zurücklegen konnte. Er begab sich wiederum zum Dr. Kluczniok, der ihn nach dem Knappschaftslazarett in Königshütte überwies. Dort wurde Steinert vom Chefarzt Dr. Maack und vom Stationsarzt behandelt und zwar bis zum 22. 1. 1929. An diesem Tage wurde Steinert vom Chefarzt Dr. Maack mit noch größeren Schmerzen entlassen, wobei ihm gesagt worden ist: „Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu tun, für mich sind Sie erledigt". Steinert war also als gesund und arbeitsfähig entlassen, obwohl der Mann kaum kriechen kann und daher begab er sich zu einem Privatarzt, zum Dr. Jutsch, zur weiteren Behandlung. Trotzdem Steinert schon jahrelang Beiträge zur Krankenkasse der Spolka Bracka zahlt, muß **er jetzt notgedrungen für sein eigenes Geld sich privatim** behandeln lassen, da er nicht arbeiten kann. Wird ein Bergmann in der Grube verletzt, gibt man ihm anfangs etwas Unfallrente, die aber mit Zeitabständen immer mehr reduziert und schließlich ihm ganz entzogen wird. Zeigen sich aber nach einer Zeit die Folgen des Unfalls oder der Unfälle und der Arbeiter kann nicht arbeiten, dann wollen unsere Aerzte davon nichts mehr wissen, sie erklären kurzerhand den kranken Arbeiter als arbeitsfähig und werfen ihn aus dem Krankenhaus hinaus. In den Knappschaftssatzungen ist alles so schön zusammengereimt, aber in der Praxis wird das ganz anders gehandhabt, dann hängt alles von der Laune des Knappschaftsarztes ab. Vielleicht nimmt gelegentlich der Hauptvorstand in Tarnowitz davon Kenntnis.

Beratungsstelle für Lungenkranke. Eine solche Wohlfahrtseinrichtung wurde auf der ulica Wandy 68 errichtet. Daselbst werden am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag jeder Woche Sprechstunden in der Zeit von 8—10 Uhr vormittags abgehalten. Aerztliche Untersuchungen finden nur jeden Dienstag in der Wohnung des Dr. Spyra an der ulica 3-go Maja 4 von 5—6 Uhr nachmittags statt.

Deutsches Theater. Heute, Dienstag, Gastspiel der Tegernseer: „Die drei Dorfheiligen", ein toller Bauernschwank von Max Neal und Max Ferner. — Donnerstag, den 31. Januar: „Die Macht des Schicksals", Oper von Verdi.

Zum Bau der städtischen Badeanstalt. Wie wir bereits berichtet haben, beschlossen die städtischen Körperschaften anläßlich der 10jährigen Unabhängigkeitserklärung Polens einstimmig den Bau einer städtischen Badeanstalt, deren Kosten 1,3 Millionen Zloty betragen werden. In den nächsten Wochen werden Stadtbaurat Cwicewicz und Ingenieur Olschowski sich ins Ausland begeben, um die modernsten Badeanstalten zu besichtigen und aufgrund der gemachten Studien zum Bau schreiten. In diesem Jahre noch soll der Rohbau fertiggestellt werden, wofür ein Betrag von 400 000 Zloty vorgesehen ist.

Bau von weiteren Familienhäuschen. Nachdem die Angestellten-Baugenossenschaft der Stickstoffwerke im vorjährigen Sommer auf dem Gelände neben dem Redenberge zwei Familienhäuschen erbaut hat und diese bereits bezogen wurden, soll mit dem Eintritt des Frühjahrs mit dem Bau von 6—8 weiteren Familienhäuschen begonnen werden. Aus diesem Grunde soll daselbst eine neue Straße erschlossen werden, die von der ulica Podgorna nach der zum Stadion führenden Straße führen soll. Für diesen Zweck ist bereits eine Summe von 80 000 Zloty in den diesjährigen Haushaltungsplan eingesetzt worden.

Freunde eines guten Tropfens. In das Saalbüfett des Katholischen Vereinshauses drangen unbekannte Täter ein und entwendeten aus einem Regal 30 Flaschen Wein im Werte von 250 Zloty.

Siemianowitz

Gemeindevertretersitzung. Am Freitag, den 1. Februar, abends 6 Uhr, findet im Zimmer 17 der Gemeinde Siemianowitz die erste diesjährige Gemeindevertretersitzung statt. Die Tagesordnung umfaßt 14 Punkte und zwar: Wahl einer Kommission für Verschönerung des Stadtbildes; Subvention für die Renovierung des Gemeindegymnasiums; Befreiung der Lehrerschaft von der Kommunalsteuer; Subvention zu dem Erweiterungsbau der St. Antoniuskirche; Genehmigung zur Anlage einer Benzintankstation auf dem Hilgerplatz; Neubau von Wohnhäusern und Errichtung einer Lesehalle mit Versammlungssälen für den polnischen Lesezirkel T. C. L.

Myslowitz

Die Bevölkerung von Myslowitz.

Die Stadt Myslowitz entwickelt sich langsamer als die übrigen Ortschaften in Polnisch-Oberschlesien. Das ist darauf zurückzuführen, weil in Myslowitz die Wohnungsfrage viel zu wünschen übrig läßt und andererseits flieht alles nach Kattowitz, zumal die Stadt Kattowitz in jeder Hinsicht mehr bieten kann als Myslowitz. Im Jahre 1920 zählte Myslowitz 19 680 Einwohner und seit dieser Zeit ist die Zahl der Bevölkerung nicht einmal um 1000 Einwohner gestiegen. Die Zählung im Dezember 1928 weist eine Bevölkerungszahl von 20 656 auf. Man muß noch in Erwägung ziehen, daß im Jahre 1928 die Zahl der Myslowitzer Bevölkerung durch die neue Arbeiterkolonie in Städtisch-Janow um annähernd 400 Köpfe gestiegen ist. Die Bewohner der erwähnten Arbeiterkolonie kamen durchwegs von auswärts, sind also keine Myslowitzer. Meistens sind es Eisenbahner aus Imielin, Neu-Berun und Schoppinitz, die die Arbeiterkolonie in Städtisch-Janow bewohnen.

Nach der erwähnten Volkszählung sind es in Myslowitz 19 672 Katholiken, die 95 Prozent der Bevölkerung ausmachen, die Zahl der Protestanten beträgt 653 Köpfe, der Juden 310 Köpfe und der Altkatholiken 10 Köpfe. Außerdem sind noch in Myslowitz 8 Forscher der heiligen Schrift und 3 Freidenker, die sich von jedem Glauben losgesagt haben. Im Vergleich zum Jahre 1927 ist die Zahl der Myslowitzer Bevölkerung um 608 Köpfe, oder um 2.94 Prozent gestiegen. Dieser Zuwachs ist, wie schon oben angeführt, zum größten Teil auf die Vergebung der Wohnungen in der Arbeiterkolonie in Städtisch-Janow zurückzuführen. Die Bevölkerungsaufnahme teilt zwar die Bevölkerung nicht nach den Berufen ein, doch konnten wir ermitteln, daß von den 20 656 Einwohnern 63 Prozent dem Arbeiterstande angehören, 18 Prozent sind Kopfarbeiter, 16 Prozent Gewerbetreibende und 3 Prozent gehören anderen Berufen an. In Zahlen ausgedrückt, erhalten wir nachstehendes Bild: Von den 20 656 Einwohnern in Myslowitz gehören dem Arbeiterstande 13 013 Personen an, dem geistigen Arbeiterstande 3718 Personen, dem Gewerbestande (Handwerker u. Kaufleute) 3304 Personen und 1261 Personen sind es höhere Beamte und Unternehmer. Demnach bilden die Arbeiter eine große Mehrheit der Einwohnerzahl in Myslowitz. Lange Zeit war davon die Rede, daß Myslowitz eine Handels- und Beamtenstadt ist. Es ist zwar richtig, daß viele Myslowitzer in den Büros in Kattowitz beschäftigt sind. Man kann das am besten beurteilen, wenn die Personenzüge an jedem Nachmittag von Kattowitz in Myslowitz einlaufen. Hunderte von Personen steigen in Myslowitz aus den Zügen, doch machen diese Leute nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung aus. Auch der Handwerkerstand ist weniger zahlreich als man ursprünglich angenommen hat.

Der Alte schimpft.

In jeder größeren Gemeinde befindet sich eine sonderbare Erscheinung, die durch ihr Benehmen die Aufmerksamkeit der Fußpassanten auf sich lenkt. Meistens sind das unglückliche Menschen, die entweder geistesschwach sind oder an einem physischen Gebrechen leiden. Sie geben das Ziel ab für „witzige" Leute und werden meistens durch junge Burschen geneckt und gereizt, was aber entschieden zu verurteilen ist. Eine solche Erscheinung besitzt auch die Stadt Myslowitz. Es ist ein alter Mann, bereits ganz erblindet, der sich selbst in der kalten Zeit auf den Straßen sehen läßt. Der Alte ist sehr dürftig gekleidet, trägt zerlumpte Kleider, abgetragene Schuhe, einen Hut mit Löchern. Er scheint kein Hemd anzuhaben, weil die nackte Brust zu sehen ist. Er bewegt sich ohne jede Begleitung, muß aber die Straßen genau kennen, weil er genau weiß, wo und was für Läden in der Nähe sind. Als Begleiter dient ihm der Stock, mit dem er vorfühlend die Straße entlang sich fortbewegt. Mit dem Stock befühlt er die Häuser, die Rinnsteine und weiß ganz genau, wo er sich befindet. Der Alte ist also ortskundig und lebt von der Bettelei. Mit Vorliebe stattet er seine Besuche den Schenken ab und scheint ein Anhänger des „guten Tropfens" zu sein. Dabei scheint er aber nicht richtig zu sein, und falls es ihm gelingt, ein Gläschen Schnaps zu erwischen, dann ist der Teufel los. Sofort geht das Schimpfen vom Stapel — und der Alte schimpft ganz gemein. Die Leute in der Schenke amüsieren sich auf seine Kosten und da sie wissen, daß nach einem Gläschen Schnaps das Schimpfen losgeht, verabreichen sie ihm diesen. Dann zieht der Alte über die Straßen hin, betastet mit seinem Stock die Häuser und schimpft ununterbrochen. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, hebt seine Krücke drohend in die Höhe und schimpft dann aus Leibeskräften. Er sieht überall Feinde, die ihm etwas anhaben wollen, ein andermal zieht er gegen die ungezogenen Burschen, mit den er sich herumärgern muß; auch nennt er Weibspersonen, die ihn in der Kost schmälern wollen und beschimpft sie. Solche Ausdrücke wie Hacharen, Pierony, Buxen und wie sie alle hierzulande gebräuchlich sind, schmeißt der Alte mit einer donnernden Stimme aus der Brust heraus. Sein Organ ist kräftig und die Stimme drohend. Selbst wenn er einen Laden aufsucht und um ein Almosen bittet, hört das Schimpfen nicht auf. Kommt er aus dem Laden heraus, dann stellt er sich auf die Straße und schimpft eine Zeitlang ununterbrochen, bis er ermüdet. Man soll sich nicht über den Alten wundern, weil er sich dessen nicht bewußt ist, was er tut; aber die Stadtverwaltung sollte doch den armen Mann, der geistesgestört zu sein scheint und noch dazu blind ist, irgendwo unterbringen.

Die Entkleidungskommission wieder in Tätigkeit. Auf der Chaussee Myslowitz—Schoppinitz in der Nähe der Scheune der Verwaltung der Myslowitz-Grube wurde ein des Weges einhergehender Mann in den Abendstunden von drei ihm unbekannten Wegelagerern überfallen. Diese zwangen den Ahnungslosen, sich bis auf die Unterhosen auszuziehen, was dieser auch tat. Auch die Schuhe ließen diese Banditen mit sich gehen. In Unterhosen und barfüßig lief der Entkleidete durch den Schnee nach Wilhelminehütte in Schoppinitz, wo er sich bei Bekannten einigermaßen einkleiden ließ, während die Mitglieder der Entkleidungskommission in der Richtung Janow verschwanden.

Die Aufständischen unter sich. Ein trauriger Vorfall, so schreibt die „Polonia", ereignete sich in Rosdzin am Sonntag. Da wollte der hochverdiente Aufständische Chowaniec an einem Vergnügen der Aufständischen im Lokal Szmykala teilnehmen. Chowaniec, der sonst seit Jahrzehnten für die polnische Sache kämpfte, wurde jedoch von den Aufständischen an die frische Luft befördert. Sicherlich ist das ein trauriger Vorfall, aber das kommt immer in Oberschlesien sehr oft vor, daß verdiente Leute hinausgeschmissen werden und gewöhnlich von denjenigen, die nicht die geringsten Verdienste aufzuweisen haben, dahin aber umsomehr das Maul aufreißen. Das ist so Sitte unter den Aufständischen, jedoch auch in gewissen deutschen Kreisen.

---

halten? Warum geht man an den Ideen vorbei, die allein hier den Ausweg finden könnten? Die Unfähigkeit des Mittelstandes, sich zu helfen, weil er an alte Ueberlieferungen gebunden ist und weil die Verhältnisse eben stärker sind als die Menschen, bedingt es, daß er sich zu Unrecht über die Klasse der Arbeiterschaft hinaushebt, um dann im Notfalle noch tiefer zu sinken als der gemeinste Arbeiter. Insofern hat Fitzek Recht, daß dies „Menschen des Untergangs" sind. Man weiß nur nicht, ob er die Naturnotwendigkeit oder das Schicksalhafte dabei in Betracht gezogen hat. Jedenfalls ist alles dies, auch z. B. die Ideenwelt der spießbürgerlichen Frau, die durch Bücher und Wissen künstlich erbaute Welt des Sohnes usw. eine Materie, die viel zu ernst und zu wichtig im Leben der Menschheit ist, um als Halbheit abgetan zu werden. Oder aber, man muß als Verfasser den Mut haben, auch die Konsequenz aus den Dingen zu ziehen und mit Großartigkeit und Hintansetzung aller kleinlichen Bedenken das Ziel zu weisen, das alle Bedrückten und Enterbten zu Menschen werden läßt: Gemeinsames Kämpfen, gemeinsames Ziel der Menschheitsbefreiung aus dem Joch einer unmöglichen Gesellschaftsordnung. —

Die Einzelpersonen des Stückes sind sehr charakteristisch gezeichnet, lebenswahr und natürlich, klar in ihrer Rede und Handlung. Auch die moderne Aufmachung des gegenwärtigen Dramas ist innegehalten worden, Richtung Kaiser, so daß die Ausgestaltung des Ganzen, besonders als erstes Bühnenwerk betrachtet, auch die anspruchsvollsten Gemüter befriedigt.

Natürlich hat die schauspielerische Darbietung hier den größten Teil des Erfolges getragen, vor allem aber die bühnentechnische Handhabung, die nicht nur interessant war, sondern auch mustergültig klappte. Dafür sei Carl W. Burg und Hermann Haindl an erster Stelle gedankt. Eine Glanzleistung schuf Fritz Leyden als Dworatzky. In groß angelegten Linien zeichnete sich vor unseren Augen das Leben und Martyrium eines ehrsamen Mannes ab, von Leid zerquält, der Verzweiflung verfallen. Maske und Bewegungen spiegelten die Gebrochenheit wie ein tiefer Abgrund des ganzen menschlichen Seins wieder. Karl Friedrich Lassen fand den richtigen Ton als Direktor, desgleichen Heinz Geldern in der Rolle des intrigantenhaften Bürovorstehers. Joachim Ernst gab den Sohn jugendfrisch, aufbäumend, doch nicht sehr überzeugend. Dagegen verkörperte Anna Marion die leidgekrönte Mutter in echter, vergangener Tugendsamkeit, unendlich packend und erschütternd. Sehr gut wirkte Carl W. Burg als philosophierender Kameradowicz, mit einem gewissen satyrischen Einschlag, der an den Sternen riß. Herbert Schiedel war ein kraftstrotzender, breitspuriger Kommunist, Otto Lange ein faunartiger Hauswirt, Hans Mehlau sehr jung und unausgegoren als Lehrling. Doris Hansen verstand es vorzüglich, die sich opfernde Frau eines durch Arbeitslosigkeit verluderten Malers zu repräsentieren. Alle sonstigen Mitwirkenden — Ilse Hirt als verständnisvolle Direktorstochter Allen voran — erfüllten ihre Aufgabe mit Sorgfal und Liebe und halfen am Gelingen des Abends wacker mit. Das Milieu der Arbeit war, wie schon gesagt, glänzend getroffen, so daß also die gestrige Aufführung in der Heimat des Dichters in jeder Hinsicht ein Ereignis war. Ist es da ein Wunder, wenn Feststimmung im ausverkauften Hause herrschte? Wenn Autor und Darsteller mit Beifall und Blumen überschüttet wurden? Sie haben alle die Anerkennung wohlverdient, und nun möge das Stück den „Siegeszug über die Bretter" antreten! A. K.



Vorschlag zur Selbstbeleuchtung von Schauspielern für ihren Heimweg vom Theater.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Ruda-Hammer. (Aus der Partei.) Am Sonntag hielt der Ortsverein Ruda-Hammer im bekannten Lokal seine diesjährige Generalversammlung ab, die indessen nur mäßig besucht war. Genosse Kowoll gab einen Ueberblick über die politische Lage und bedauerte, daß sich gerade die Arbeiter so wenig für ihre eigenen Interessen einsetzen. Diesem Umstande ist es auch zu verdanken, daß die Arbeitgeber immer rigoroser vorgehen und schließlich eine wirksame Hilfe bei der Regierung finden, die ja nach offener Diktatur strebt. Das heutige polnische Parlament führt nur ein Scheindasein, denn die Regierung kümmert sich herzlich wenig um seine Beschlüsse und die Sehnsucht nach Verfassungsänderung beweise, daß man die Volksvertretung noch weiter einschränken will und schließlich zur Beseitigung aller Arbeiterrechte die Mittel anlegt. Wir Sozialisten sind von solchen Erscheinungen nicht überrascht, denn sie sind Früchte der Politik der Bürgerlichen, die die Demokratie nur solange anerkennen, solange sie ihnen Vorteile bringt. Wenn aber die Macht der Arbeiterklasse wächst, so verbinden sie sich mit den Militaristen, die ja in jeder Beziehung ihre Gefolgschaft sind. Aber die Sicherung der Demokratie in Europa und der unaufhaltsame Vorsturm der sozialistischen Bewegung wird auch der polnischen Arbeiterklasse dienstbar sein. Freilich können die Arbeiter diesen Weg zur politischen Machtergreifung verkürzen, wenn sie selbst ihre politischen und gewerkschaftlichen Organisationen aufbauen. Auch die Diktaturen werden vergehen und über sie und ihren Verfall orientiert am besten die Arbeiterpresse. Darum müsse jeder Arbeiter gerade jetzt, da die Versammlungsbesuche so nachlassen, dafür sorgen, daß in jedem Arbeiterheim eine Arbeiterzeitung und vor allem unser „Volkswille" gelesen wird. Der bisherige Vorsitzende, Genosse Biskup, gab einen ausführlichen Bericht über den Stand der Parteibewegung, die seit ihrer Gründung im Januar vorigen Jahres einen erfreulichen Aufstieg zu verzeichnen hat. In der Versammlung selbst konnten wiederum einige Neuaufnahmen gemacht werden. In der Diskussion wurde beschlossen, eine Fahne anzuschaffen, für die besondere Marken für den Fahnenfonds herausgegeben werden. Nachdem man noch ausführlich die Werbeaktion für den „Volkswille" besprochen hat, wurde von der Neuwahl des Vorstandes abgesehen und dies auf einen späteren Zeitpunkt verlegt. Nach mehrstündiger Dauer wurde die Versammlung geschlossen.

Rybnik und Umgebung

Auf tragische Weise ums Leben gekommen. Der Grubenbeamte Josef Lach aus Niedobschütz, der auf der Donnersmarckgrube in Chwallowitz beschäftigt ist, wollte am Sonnabend nachmittag auf den zwischen Chwallowitz und Niedobschütz verkehrenden Grubenkohlenzug springen. Infolge der Glätte rutschte er aus und kam unter die Räder des Zuges zu liegen. Man fand die buchstäblich durchschnittene Leiche erst, nachdem 36 Waggons darüber hinweggefahren waren. Lach war 29 Jahre alt und stand kurz vor seiner Hochzeit.

Festnahme einer Schmugglerin. Vor einigen Monaten wurde beobachtet, daß Rybniker Munitionshändler ein großes Quantum geschmuggelter Gewehrmunition von einer Frauensperson zum Kauf angeboten bekamen. Die verdächtige Frau konnte bisher nicht überführt werden. Am Sonnabend wurde sie jedoch in Rybnik erwischt, als sie 8000 Stück Gewehrmunition in ihrem Besitz hatte und diese in Rybnik absetzen wollte.

Von fallenden Kohlenmassen erschlagen. In der Nacht zum Sonnabend verunglückte auf der Emmagrube der 51jährige Bergarbeiter Paul Sachs aus Obszary infolge herabstürzender Kohlenmassen tödlich.

Deutsch-Oberschlesien

Großfeuer in Ratibor.

Das Warenhaus Markus, Ratibor, in Flammen.

Montag, nachmittag in der 5. Stunde, brach in dem Warenhaus der Firma Hugo Markus auf der Dom-Ecke Schuhbankstraße infolge Kurzschlusses ein Brand aus. Das Feuer verbreitete sich durch den infolge Einschlagens des Schaufensters entstandenen Luftzug mit riesenhafter Schnelligkeit über das gesamte Warenlager.

Das in dem Warenhaus beschäftigte Personal konnte nur mit Mühe gerettet werden. Das Personal der Putzabteilung wurde durch eine Hintertür des zweiten Hauses in Sicherheit gebracht. Die Feuerwehr griff den Brand mit 6 Schlauchgängen mit Motorspritze und Magirusleiter an. Die Feuerwehrmannschaften arbeiteten mit Rauchmasken. Das Feuer griff schließlich bis in die Bodenräume hinauf.

Der durch den Brand und die Wassermengen entstandene Schaden ist z. Z. noch unberechenbar, zumal die Innenräume mit allen darin aufgestapelten Warenmengen vernichtet sind. Spät abends war die Feuerwehr an der Brandstelle noch in voller Tätigkeit.

Hindenburg. (Raubmordversuch.) Am 26. d. Mts. gegen 9 Uhr abends, hörte der Hilfsförster N. aus Mikultschütz auf den Wiesen vor dem Dominium Mikultschütz einen Schuß. In der Annahme, daß es sich um Wilderer handele, begab sich N. dorthin und gewahrte in einiger Entfernung eine Person, die bei seinem Näherkommen die Flucht ergriff. N. verfolgte ihn. Als er an eine Zaunecke kam, sprang hinter derselben plötzlich ein anderer Mann hervor, rief Hände hoch und schoß zugleich aus einer Pistole auf den Förster, ohne ihn aber zu treffen. N. warf sich zu Boden, worauf der Täter auf ihn niederkniete und ihm das Jagdgewehr entriß. Dabei hielt er ihm die Pistole an den Kopf. Der Täter flüchtete über die Wiesen, auf denen sich noch eine dritte Person befand. Die dem Förster geraubte Jagdflinte, eine zweite Jagdflinte, ein russisches Infanteriegewehr und ein Kolben einer dritten Jagdflinte wurden bei einer Durchsuchung in der Scheune eines Besitzers aus Mikultschütz tief im Stroh versteckt gefunden. Die drei in Frage kommenden Personen wurden festgenommen. Weitere Ermittelungen schweben noch.

Ziemientzitz. (Schwere Bluttat.) Am Sonntag, den 27. Januar, spielte sich im Schankraum des Gasthausbesitzers Beyer in Ziemientzitz eine Bluttat ab. Der 22jährige Schneider Alois Kowollek, der mit einer Anzahl junger Leute um den Schanktisch stand, zog, ohne daß vorher ein Streit entstanden war, eine 08-Pistole aus der Tasche und schoß damit um sich. Dabei wurde der 26jährige Arbeiter Stefan Szczeponik durch einen Halsschuß tödlich verletzt, er ist kurz darauf verstorben. Die Arbeiter Saturnin, Piernikarczyk und Johann Bedwon wurden schwer verletzt in das städtische Krankenhaus in Gleiwitz eingeliefert. Außerdem wurde dem Arbeiter Stefan Kowollik der linke Daumen abgeschossen. Der Täter wurde festgenommen. Ueber das Motiv der Tat herrscht noch Unklarheit; anzunehmen ist, daß Streitigkeiten, die Kowollik mit verschiedenen jungen Leuten in der Silvesternacht hatte, die Ursache sind.

Der Breslauer Doppelmord

Endlich aufgeklärt — Die Täter zwei schwere Jungen

Der Doppelraubmord in der Nacht zum 16. Januar in dem Großerschen Schanklokal in der Frankfurter Straße hat seine Aufklärung gefunden. Die beiden Täter sind ermittelt. Der eine von ihnen, der stellungslose Kellner Oskar Breuer, 33 Jahre alt, gebürtig in Militsch, der sich in Breslau ohne polizeiliche Anmeldung aufhielt, ist bereits verhaftet.

Die Anregung zur Tat ging von Breuer aus. Er hat vorher mehrmals das Schanklokal aufgesucht und sich dabei mit den Gepflogenheiten der Schankwirtin und der Oeffentlichkeit vertraut gemacht. Er wußte auch den Aufbewahrungsort der Geldkassette. Sein Mittäter, der frühere Verkäufer und Bürogehilfe Fritz Vieluf, ist mit ihm erst acht Tage vor Weihnachten bekannt geworden.

Vieluf entstammt einer achtbaren Familie und hat eine gute Ausbildung genossen. Vieluf ist 24 Jahre alt und stammt aus Sorau in der Niederlausitz. Während Breuer mehrmals wegen Eigentumsdelikten vorbestraft ist, kommen auf das Konto von Vieluf Vorstrafen wegen Erpressung und Diebstahls sowie ein Raubüberfallversuch im Februar v. Js. auf das Leihhaus „Schlesien" unter Anwendung einer Schußwaffe. Aburteilung wegen dieses Raubüberfalles war noch nicht erfolgt, da es Vieluf gelang, aus der Untersuchungshaft zu flüchten. Um die Ueberführung in ein Krankenhaus zu erzwingen, hatte er in der Untersuchungshaft Teile eines Löffels verschluckt. Tatsächlich kam er dann ins Krankenhaus, wo er nach erfolgter Operation die Flucht ergreifen konnte.

Nach den Feststellungen der Kriminalpolizei, die durch das Geständnis Breuers bestätigt werden, hat Vieluf sofort nach der Tat Breslau in einem Auto verlassen. Er führte auch die geraubten Gegenstände bei sich. In den in der Kassette vorgefundenen Geldbetrag hatten sich beide geteilt. Inzwischen sind die beiden in der Kassette befindlichen Brieftaschen in der Nähe des Bahnhofs Prieborn, Kreis Strehlen, an einem Feldrain gefunden worden.

Der flüchtige Mörder.

Vieluf wird wie folgt beschrieben: Er ist 1,72 Meter groß und von schlanker Figur. Er hat ein blasses, längliches Gesicht mit blau-grauen Augen. Bekleidet war er zuletzt mit blauem Anzug, Marengomantel (Schwedenform), hellgrauem Hut mit dunklem Band und vermutlich mit schwarzen Halbschuhen. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der Flüchtige noch eine Schußwaffe bei sich trägt. Besonders Vorsicht ist insofern geboten, als Vieluf als ein gewalttätiger Mensch bekannt ist, der sofort zur Pistole greift.

Wie die Mordtat aufgeklärt wurde.

Elf Tage sind seit der Mordtat verflossen. Innerhalb dieser Zeit hat die Breslauer Kriminalpolizei unter Aufbietung eines ganzen Heeres von Beamten jeden nur denkbaren Weg beschritten, um die Täter zu ermitteln. Insgesamt wurden im Laufe der Untersuchung 14 Personen festgenommen, von denen allein 8 einen Ueberfall auf das Großersche Lokal beabsichtigt hatten. Inzwischen war man auch auf Breuer aufmerksam geworden, der sich in seiner Wohnung im zweiten Stock, Höschenstraße 70, mehrfach verdächtig benommen und sich außerdem unerlaubterweise im Besitz einer Schußwaffe befunden hatte. Immer enger zogen sich die Schlingen zusammen, bis die Polizei genügend Verdachtsmomente gesammelt hatte, um schließlich am Abend des 19. Januar den völlig überraschten Mörder in seiner Behausung zu verhaften und in das Polizeigefängnis abzuführen. Eigenartig ist hierbei, so schreibt die „Schlesische Zeitung", daß gleichzeitig mit der Breuerschen Spur, jedoch völlig unabhängig von dieser, die Verfolgung des Vieluf aufgenommen wurde, und zwar auf Grund der merkwürdigen Aehnlichkeit des Ueberfalles auf der Taschenstraße mit der Mordtat auf der Frankfurter Straße. Erst im Verlaufe der weiteren Fahndung ergab sich die Tatsache, daß beide Verbrecher gemeinsam den Mord begangen haben mußten. Inzwischen wurde der festgenommene Breuer im Polizeigefängnis von zwei Kriminalkommissaren und einem Staatsanwalt mehrfachen scharfen Verhören unterzogen, bis er endlich unter dem Druck der gegen ihn gesammelten Beweise sich zu einem Geständnis bequemte und die Mittäterschaft des Vieluf zugab.



Vor dem Schönheitssalon

der ein Wunder an Verschönung verspricht: „Ja, ja, Maxe — die Zeit der Wunder ist vorüber." (Life.)

Am Altar

Roman von E. Werner.

5)

„Bernhard, wer waren die Damen?" Lucie legte mit kindlicher Neugierde beide Hände auf den Arm des Bruders.

„Gräfin Rhanek und ihre Gesellschafterin!" antwortete er kurz.

„Du kennst sie also?"

„Es sind meine nächsten Gutsnachbarn. Ich sitze in Dobra gerade eingekeilt zwischen Aristokratie und Klerus, rechts liegt Schloß Rhanek, links das Stift mit ihren beiderseitigen Ländereien. Kaum einen Schritt kann ich aus meinem Gebiete hinaustun, ohne mit den Insassen des einen oder des andern in Berührung zu kommen — eine beneidenswerte Nachbarschaft!"

„Aber wenn dir die Lage der Güter nicht gefiel, weshalb kauftest du sie denn eigentlich?" fragte Lucie naiv.

„Weil sie für einen Spottpreis zu haben waren und weil ich bei den dortigen Verhältnissen Erfahrungen verwerten und Erfolge erreichen kann, die in unserm Norden mit dem zehnfachen Kostenaufwande nicht durchzuführen wären. Doch davon verstehst du nichts!" brach er plötzlich kurz ab und wies mit der Hand nach links. „Sieh dir lieber den Waldweg dort an, er führt gleichfalls nach Dobra."

Die junge Dame fuhr wie elektrisiert in die Höhe. „O, wie schattig und kühl! Laß uns ein wenig aussteigen und zu Fuß gehen, wir haben lange genug im engen Wagen gesessen!"

„In der Mittagsglut? Was fällt dir ein, Kind!"

„O, ich bin so lange nicht im Walde gewesen! Jahrelang habe ich nichts zu sehen bekommen als nur den Stadtpark und unsern ummauerten Pensionsgarten. Bitte, bitte, Bernhard, laß mich in den Wald, nur auf eine einzige Viertelstunde!"

Er lag eine so unverkennbare Sehnsucht in der schmeichelnden Bitte, daß der Bruder unwillkürlich nachgiebiger gestimmt ward.

„Nun, meinetwegen! Eine Viertelstunde lang will ich dir den Willen tun. Joseph mag bis zur Waldecke vorausfahren und uns dort erwarten."

Er gab die Zügel dem hinter ihnen sitzenden Kutscher, stieg ab und wandte sich dann um, ihr die Hand zum Aussteigen zu bieten, aber das junge Mädchen wartete gar nicht darauf; ohne den Wagentritt auch nur zu berühren, sprang sie mit gleichen Füßen auf den Boden nieder und flog ihm voran dem Walde zu.

Es war allerdings ein schattiger und lieblicher Fußweg, den beide jetzt einschlugen, aber für Lucie schien er nur da zu sein, um ihn in allen möglichen und unmöglichen Windungen zu umkreisen. Wie ein junges Reh, das der Gefangenschaft entflohen und der Waldesfreiheit zurückgegeben ist, so sprang sie dahin; das ging immer mitten durch Gebüsch und Heidekraut, ohne nach Weg und Steg zu fragen. Jetzt lief sie einem Schmetterling nach, um in der nächsten Sekunde drüben auf der entgegengesetzten Seite ein Eichhörnchen aufzujagen oder eine Blume zu pflücken. Bald hier, bald dort sah Bernhard den blauen Schleier ihres Hutes zwischen den Bäumen aufflattern, und dann wehte er wieder dicht neben ihm, wenn sie atemlos an seine Seite kam, beide Hände voll Blumen; dabei plauderte der kleine Mund unaufhörlich und floß über von Fragen und Neckereien, sie war zu glückselig.

„Nun aber ists genug!" sagte Bernhard endlich und zog ihren Arm in den seinigen. „Jetzt bleibst du an meiner Seite, dort drüben ist bereits der Ausgang des Waldes, wo der Wagen uns erwartet."

„Schon? O laß mich nur noch einen Blick in die Schlucht dort tun, nur einen einzigen! Ich muß durchaus wissen, wo der kleine Bach herkommt, der dort drüben plätschert; in zwei Minuten bin ich wieder zurück."

Und fort war sie; Bernhard sah den blauen Schleier bereits wieder drüben an der Felswand flattern und in der nächsten Minute dahinter verschwinden.

„Nun, Gott sei Dank, eine geschraubte Modedame wenigstens hat die Pension nicht aus ihr gemacht! Das ist doch ganz das Kind, das ich vor vier Jahren dorthin brachte", sagte er mit dem Ausdruck tiefster Befriedigung ihr nachblickend und blieb geduldiger, als es wohl sonst seine Art war, stehen, um ihre Rückkehr zu erwarten.

Lucie hatte inzwischen die Schlucht erreicht und blickte neugierig hinein; es war ein reizendes Stück Waldeinsamkeit, das sich hier vor ihren Blicken auftat. Rauschend und silberhell kam der Bach von der Höhe herab und stürzte über glatte Kiesel und moosige Steine, an dunklen Felswänden vorüber, in den Wald hinein. Darüber wölbten sich hohe Buchen und dazwischen grünte weiches Moos und rankte sich blühendes Gesträuch — es war ein Ort, so recht zum Träumen und Sinnen geschaffen, aber gerade dies lag der jungen Dame himmelweit entfernt. Ihr erster Blick galt dem Orte selbst, ihr zweiter einem Himbeerstrauch, der, in der Felswand wurzelnd, mit einer Fülle dunkelroter Beeren über den Bach hinaus hing. Das sehen und einen unbezwinglichen Appetit danach verspüren, war für Lucie eins; vergessen war das Versprechen sogleich zurückzukommen, vergessen das drohende Stirnrunzeln des Bruders. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, trat sie sofort den Weg nach der Felswand an; daß er mitten durch den Bach ging, kümmerte sie durchaus nicht. Ihr Kleid zusammennehmend, sprang sie leicht wie eine Elfe von Stein zu Stein. Das Wasser rieselte unter ihren Füßen und durchnäßte völlig die feinen Residenzstiefelchen, die für Spaziergänge im Gießbach wohl nicht berechnet waren, aber das erhöhte nur ihr Vergnügen, sie lachte laut auf, wenn die hellen Wassertropfen emporspritzten oder das niederhängende Gezweig ihre Stirn streifte. Der kleine Strohhut hatte sich schon beim ersten Schritt als zu lästig erwiesen, er hing am Arme und mußte einstweilen die duftende Fülle der im Walde gepflückten Blumen bergen; die Locken, von keinem Bande mehr gehalten, wehten lose um Hals und Schultern; dabei ging es vorwärts, über Felsgeröll, Baumwurzeln und Wassersturz, immer aufwärts, den Bach hinauf. Je schwieriger der Weg, desto größer wurde der Eifer, das junge Mädchen war nur eine Jugendlust, ein jubelnder Uebermut, und jetzt endlich stand sie oben, hell beschienen von dem Sonnenstrahl, der durch das Laubdach drang und gerade auf das rosige Kinderantlitz fiel, mit flatternden Locken, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, und streckte die Hand nach dem ersehnten Gesträuch aus.

Aber plötzlich ließ sie die Hand wieder sinken und stieß einen Ausruf des Schreckens aus. Drüben vom Rande der Felswand blickten ein Paar große, unheimlich tiefe und dunkle Augen starr zu ihr herüber, und als sie erschreckt noch weiter zurückwich, tauchte eine Gestalt in langem, schwarzen Gewande aus dem Gebüsch hervor und stand hoch aufgerichtet ihr gegenüber.

Die erste Regung Luciens war, trotz der so nachdrücklich betonten sechzehn Jahre, eine ganz gründliche Gespensterfurcht, und ihre erste Bewegung ein Versuch, davon zu laufen, aber schon im nächsten Augenblick siegte die Vernunft. Gespenster am hellen Mittage! Während die Sonne so goldig durch die Buchenzweige schien und der Bach zu ihren Füßen so lustig plätscherte, als wollte er sie auslachen über ihre kindliche Angst — sie nahm allen Mut zusammen und wagte einen zweiten Blick hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Wunder der Fernübertragung

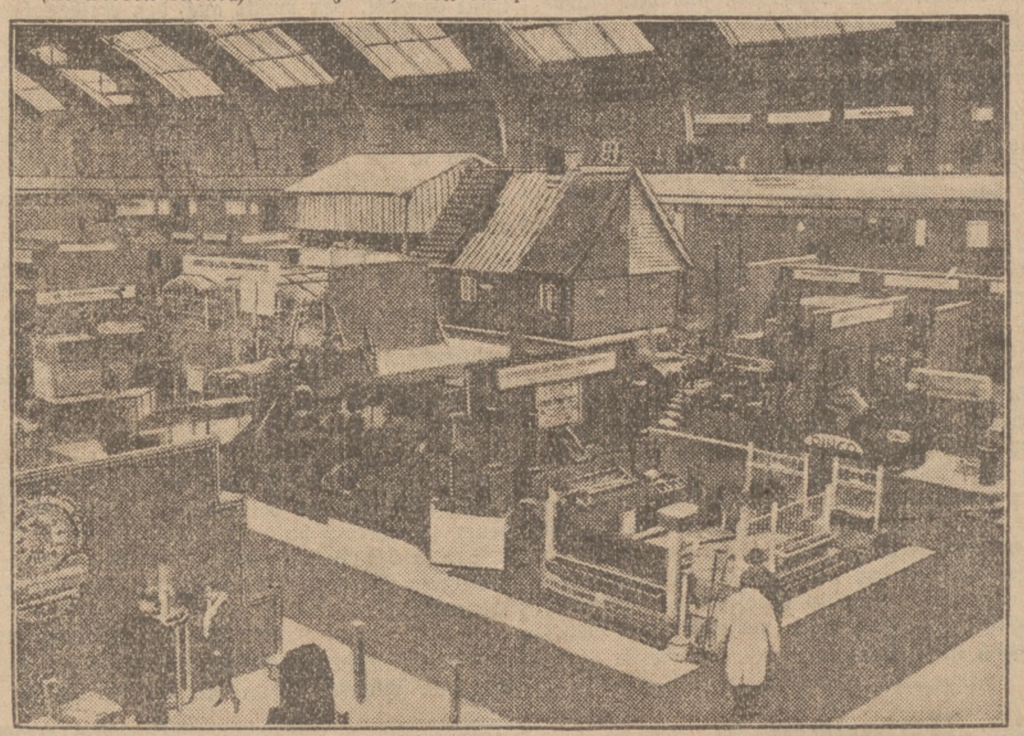
Gemeinsame Sitzung auf 325 km Entfernung

Am 8. Januar fand zwischen Berlin und Breslau ein ungewöhnlich interessanter Versuch statt, der diesen Tag für immer zu einer Merkwürdigkeit in der Geschichte der elektrischen Nachrichtentechnik stempeln wird. An diesem Tage fand nämlich eine gemeinsame Sitzung der elektrotechnischen Vereine beider Städte statt, obwohl die Versammlungslokale 325 Kilometer voneinander entfernt waren und nur ein ebenso langes Fernsprechkabel als Verbindung diente. Der Versuch ist, das soll hier gleich vorausgeschickt werden, in vollem Umfange gelungen.

In der Entwicklung der Fernkabeltechnik haben ja die letzten Jahre außerordentliche Fortschritte gebracht, die nicht zum kleinsten Teil durch den Rundfunk veranlaßt waren. Die Uebertragung auf einen entfernten Sender ist nur möglich, wenn das Kabel selbst der Musik oder Sprache keine Verzerrungen hinzufügt, also vollkommen rein überträgt. Die Post hat für solche Zwecke in ihrem sehr stark im Ausbau befindlichen Fernkabelnetz die sogenannten Kernvierer zur Verfügung gestellt. Das sind zwei Aderpaare, die in der Achse des Kabels liegen und von der Masse der übrigen Drähte durch einen besonderen Bleimantel abgesondert sind. Allerdings bedürfen solche Drähte noch einer besonderen Herrichtung, um Sprache oder Musik verzerrungsfrei zu übertragen. Denn Kabel haben an sich eine große Neigung, hohe Töne zu verschlucken, so daß schließlich eine Sprache herauskommt, die klingt, als wenn man in ein hohles Faß spräche. In der Fernsprechtechnik heißt dies der Kabelton, und er galt lange Zeit für ein unüberwindliches Hindernis des Fernsprechverkehrs. Erst allmählich lernte man, damit fertig zu werden. Zunächst war es notwendig, um überhaupt auf große Entfernungen Sprache übertragen zu können, in bestimmten Abständen sogenannte Belastungskabel in das Kabel einzuschalten. Außerdem finden die aus dem Rundfunk sattsam bekannten Röhrenverstärker in der Fernsprechtechnik ausgedehnteste Anwendung, und die Fernsprechkabel selbst mit ihren dünnen Drähten von 0,9 Millimeter Durchmesser wären garnicht denkbar ohne diese Hilfsgeräte. Man kann rechnen, daß alle 75 Kilometer ein Kabel in ein Verstärkeramt eingeführt werden muß, soll eine Fernübertragung möglich sein. Für die Zwecke des gewöhnlichen Fernsprechens richtete man natürlich die Spulen wie die Verstärker so ein, daß eine möglichst große Entfernung überbrückt wird, womit nicht einmal die größte Reinheit der Uebertragung verbunden ist. Aber beim Telephonieren merken wir meist gar nicht, wie verzerrt die Sprache ankommt, und wir würden uns sehr wundern, wenn wir statt unseres gewohnten Telephonhörers einmal die Unterhaltung unserer Freunde durch einen Lautsprecher genießen könnten. Dann würde man erst gewahr werden, wie verzerrt die Sprache ist. Schadet das für das Fernsprechen nichts, so ist es doch für den Rundfunk und ähnliche Uebertragungen ganz unmöglich. Hier muß die größte Reinheit gewahrt werden. Das kann man erreichen, indem man die Spule kleiner macht als gewöhnlich, damit die für die Sprache und Musik sehr wichtigen hohen Töne besser durchkommen und indem man notfalls noch den Verstärker so einrichtet, daß die hohen Töne bevorzugt werden, denn gerade die Zischlaute geben einer Sprache erst das richtige Gepräge.

Das besonders Interessante an diesem gemeinsamen Vereinsabend war, daß er doppelseitig war, d. h. es wurde sowohl in Berlin, wie in Breslau gesprochen und in beiden Städten auch gehört. Der Vortrag wurde zwar in Berlin gehalten, aber die Diskussion fand sowohl in Berlin wie in Breslau statt, und es gelang, eine vollkommen einwandfreie Verständigung zwischen den Diskussionsrednern zu erzielen. Dazu war es natürlich notwendig, daß in beiden Städten Mikrophone aufgestellt wurden. Aus diesen gelangte die Energie nach einer kleinen Vorverstärkung in das Kabel, das sie nach Breslau oder Berlin weiterbeförderte. Am Ende des Kabels war ein Verstärker größten Ausmaßes angebracht, der so viel Energie lieferte, daß zwei Riesenlautsprecher damit betrieben werden konnten. Infolgedessen waren sowohl Vortrag wie Diskussion in beiden Städten tadellos zu hören. Bei solchen Uebertragungen in zwei Richtungen tritt eine Schwierigkeit auf, die auch im Rundfunk nicht unbekannt ist: die sogenannte akustische Rückkoppelung. Die von dem Lautsprecher in Breslau z. B. ausgestrahlten Schallwellen treffen auf das dort stehende Mikrophon, werden durch dieses nach Berlin übertragen, dort strahlt sie der Lautsprecher aus, sie treffen auf das Berliner Mikrophon, werden verstärkt nach Breslau zurückübertragen, kommen dort abermals verstärkt in den Lautsprecher, treffen von neuem das Mikrophon usw. Es kann auf diese Weise vorkommen, daß sich ein geringfügiger Laut zu einem fürchterlichen Geheul steigert, wie man es auch erlebt, wenn der Lautsprecher zu nahe am Empfänger steht, wo dann die Audionröhre die Rolle des Mikrophons spielt. Zum Schutz vor solchen gegenseitigen Beeinflussungen waren zwischen Lautsprechern und Mikrophonen große Schallschirme aufgestellt, und außerdem wurde von der Post die Verstärkung in der gerade nicht benutzten Richtung soweit herabgesetzt, daß die Verständigung zwar nicht aufgehoben, aber die Selbsterregung sicher vermieden wurde.

Das Gelingen dieses interessanten Versuches eröffnet sehr weite Perspektiven. Konnte man schon dem Rundfunk nachrühmen, daß er das geistige Leben in den kleinen Städten und auf dem Lande gewaltig steigere, indem er dem Landbewohner dasselbe biete, was der Großstadtbewohner hat, so gilt das in gleichem Maße nunmehr auch für das Vereinsleben abseits der Großstadt. Gerade für die dort bestehenden Vereine mit wissenschaftlichen oder ähnlichen Zwecken ist es ja außerordentlich schwer, sich interessante Vortragsstoffe oder Redner zu beschaffen, und die in den Kleinstädten oder auf dem Lande tätigen Aerzte, Juristen, Theologen usw. werden dadurch nur allzuleicht von der lebendigen Fortentwicklung in ihrem Berufe abgeschnitten. Das kann in Zukunft anders werden; den es wird immer möglich sein, daß solche Vereine sich an einen wertvollen Vortrag, der in einer Großstadt stattfindet, anschließen. Aber noch ganz andere Dinge sind möglich. Die Kabelübertragung ist ja nicht das Wesentliche dabei. Sie könnte ebensogut durch eine drahtlose Uebertragung ersetzt werden. Nun besteht ja seit einiger Zeit ein transatlantischer Telephonie-Verkehr auf langen Wellen. Es ist kein Grund, einzusehen, warum eine solche Uebertragung nicht ebensogut auf den Telephonie-Sender übernommen werden könnte, wie wir es so oft im Rundfunk erleben. Es wäre dann z. B. möglich, daß deutsche Vereine oder deutsche Wissenschaftler an Kongressen und Vereinssitzungen, die in Amerika stattfinden, teilnehmen, nicht nur durch Zuhören, sondern auch durch Eingreifen in die Diskussion. Dr. Ing. Heinz Krüger.



Von der „Grünen Woche" in Berlin

Blick in eine der Ausstellungshallen.



Der Präsident des Deutschen Landgemeindetages

Landrat a. D. Dr. Gereke, der auf der Generalversammlung des Pommerschen Landbundes in Stettin scharfe Angriffe gegen die Regierung richtete. Das preußische Justizministerium hat eine Untersuchung der Vorgänge angeordnet.

Gris Schicksal

Von Anton Schnack.

Am Donnerstagabend habe ich sie das letztemal gesprochen; es war spät am Abend, als ich sie anrief. Ihre Stimme klang müde und etwas traurig. (Alle Stimmen am Telephon klingen etwas traurig, da sie das Gewicht der Raumferne haben, ohne das Körperliche sind.)

Sie sagte nicht viel, das liebliche, wie es ginge, daß sie an mich gedacht hätte (ach, ich bin so unwürdig ihres Gedankens), daß sie jetzt nach Hause ginge, jetzt um ½6 Uhr hätte sie noch einen wichtigen Brief zu erledigen, dann verlasse sie das Büro. Ihre Mutter sei verreist. Komme erst nächste Woche wieder.

Dan lud ich sie ein für den Abend zu einem Vortrag. Sie sagte, daß sie wahrscheinlich kommen würde. Aber wenn sie zehn Minuten vor acht nicht da wäre, käme sie nicht.

Ich sagte noch einmal, komme bestimmt.

Der Abend kam; ich wartete im Freien, obwohl es anfing, kalt zu regnen. Es war zehn Minuten vor 8 Uhr, ich sah noch die letzten Nachzügler; drei Minuten nach 8 Uhr ging ich zur Garderobe.

Sie war nicht gekommen. Der Regen, dachte ich, der Heimweg ohne mich, die späte Heimkehr von Büro nach Hause: alles wird sie unlustig gemacht haben . . . Es war übrigens eine böse, schneidende Nacht. Es regnete unablässig, ununterbrochen.

Der Freitag kam. Um 11 Uhr morgens dachte ich zum erstenmal wieder an sie. Es war momentanes und fast gleichgültiges Denken.

Ich schien mir klar über sie zu sein. Sie war mir keine interessante Frau, nicht einmal eine besonders temperamentvolle Frau. Sie hatte die typisch kleinbürgerlichen Anschauungen als Gesetz über alle Gesetze ihres Blutes und Herzens gestellt. Aber sie verteidigte sie, die sie als lächerlich erkannte, mit einem so festen Willen und so besonderen Gründen, die mir Respekt vor ihr einflößten.

Um 12 Uhr mittags klingelte das Telephon. Es war für mich. Ich dachte, sie wäre es, und ich war erfreut. Aber es war nur mein Freund Harry.

Ich glaube, ich war ein wenig traurig, sicherlich aber war ich enttäuscht. Es war merkwürdig: eigentlich hatte ich kein allzu tiefes Interesse für diese Zwanzigjährige, und doch interessierte es mich, ob sie anrief oder nicht. Das wußte ich, daß ich sie nicht anrufen würde. Das stand fest. Ich konnte warten und ich wollte warten. Einerseits sehnte ich mich nach ihr, andererseits wünschte ich, sie möge nicht so bald anrufen und mir die Spannung, in der ich lebte, zerstören..

Der Vormittag verging; um 2 Uhr saß ich im Cafee und wartete bis halb drei. Zwischen zwei und halb drei rief sie oft hier an. Sie wußte es, denn sie kannte einige Gewohnheiten meines täglichen Lebens. Es klingelte nicht . . .

Abends, dachte ich. Aber es geschah nichts. Es geschah nicht einmal, daß ich traurig oder verwirrt wurde, ich lächelte sogar, es machte mir Spaß. Ich dachte: hat sie Sinn für das Besondere, so wird sie zögern mit dem Anruf, Spannung schaffen und Bewegtheit der Nerven.

Aber als ich abends das Kind besuchte, war ich ein wenig traurig wieder, denn ich hatte sie zu diesen Besuchen immer dabei; es war so gut neben ihr zu sitzen, ganz nahe, und sie zu berühren. Ein schwacher und zarter Duft alten Rosenparfüms stieg aus ihrer Handtasche, wenn sie diese öffnete, um ihr Taschentuch zu suchen, und ich durfte mitkramen, in ihrem geheimnisvollen und beziehungsreichen Tand.

Der Film war langweilig. Ich ging dann in ein kleines Cafee. Aber ich trollte um 11 Uhr traurig und müde nach Hause. Ich schlief in dieser Nacht schlecht. Um überhaupt schlafen zu können, muß ich zu enggedruckten philosophischen Büchern greifen. Ich konnte zwei Kapitel des Freudschen Werkes „Jenseits des Lustgefühls" bewältigen. Dann schmerzten die Lider.

Es ist Sonnabend. Ob sie heute anrufen wird? Wenn ich nur fest und konzentriert denken würde, sie solle anrufen. Sie würde und müßte es tun. Es ist mir stets gelungen. Aber heute kann ich nicht. Es ist merkwürdig. Ich fühle Fremdes um mich herumstreichen. Es reißt mich ans Telephon, ich möchte den Hörer heben und 18240 anrufen, aber ich will es nicht. Ich merke, es steht Wille gegen Wille. Es ist ein unsichtbares, unkörperliches Ringen. Ich rufe nicht an, selbst wenn ich wüßte, daß sie mir alle Süßigkeit ihrer zarten, demütigen Liebe verspräche.

Ich lauerte von Stunde zu Stunde.

Ich getraue mich nicht aus dem Zimmer zu entfernen. Denn es könnte möglich sein, daß sie nach mir ruft, während ich irgendwo im Betriebe stecke.

Plötzlich werde ich gerufen, von dem Herrn, der am Telephon sitzt. „Herr Faniatosch, Sie werden verlangt."

Sie ist es, jubelt mein Herz, sie ist es nicht, zweifelt mein Herz.

Nein, sie war es nicht. Es war ein gleichgültiger irgendwer. Ich bin bestürzt, eine süße, fast üble Schwäche liegt in meinen Gliedern. Ich setze mich nieder und nehme die Zeitung wieder, in der ich las. Ich kann nicht lesen, alles flimmert mir vor den Augen, ich sehe schwarze, bebende Pünktchen aufsteigen und irrsinnig durcheinandertanzen.

Was ist das? Was soll das bedeuten? Sie ruft nicht an. Ich verstehe das nicht. Es ist mir unbegreiflich.

Plötzlich schlägt mein Gefühl um. Eine große Gleichgültigkeit kommt über mich. Ich denke: soll sie es doch bleiben lassen. Ich jedenfalls werde nicht anrufen. Ich werde schweigen, ich werde absolut schweigen.

Ich warte bis in den späten Abend.

Nichts.

Am späten Abend ruft mich eine Freundin an. Ich liebe sie keineswegs. Aus Trostlosigkeit verabredete ich mich mit ihr für das Theater. Was soll ich auch tun? Ich gehe in das Theater und halte es keine zwei Akte aus. Es wird miserabel gesungen. Das Spiel der Darsteller ärgert mich.

Gegen Ende des zweiten Aktes gehen wir. Aber die Nacht ist sehr kalt, vom Fluß kommt ein schneidender Wind in breiten Stößen. Wir gehen tiefer in die Stadt gegen die Gärten zu. Wir sprechen Gleichgültiges. Ich höre ihr kaum zu. Ich habe dumpfe, zerrende Schmerzen über dem Herzen. Ich bin unheimlich bedrückt.

Wir lassen uns auf eine Bank nieder.

Aber plötzlich sage ich: „Gehen wir!"

Der Sontag kommt. Unter der Post ist kein Brief von ihr. Ich überlege, ob ich zu ihrer Wohnung gehen soll. Ich tue es nicht.

Nach dem Mittagessen gehe ich ins Cafee, warte auf den Anruf. Aber da ich plötzlich die Empfindung habe, daß sie mich nicht anrufen wird, gehe ich früher fort.

Ich denke den ganzen Nachmittag an sie, ich bleibe zu Hause, versäume absichtlich Einladungen. Sie kommt nicht.

Von Zeit zu Zeit gehe ich ans Fenster, um auf die traurige, unbelebte Straße hinunterzuschauen. Es ist ein unwiderstehliches Muß, das mich treibt. Es ist die jagende Unruhe des Herzens. Ich kann nicht anders. Aber ich erspähe nur gleichgültige Menschen und sehe nur Kinder, die über einem Haufen Sand sitzen.

Ich gehe aus in den Lärm eines frühen Abends . . .

Am nächsten Morgen — es ist Montag — klingelt es, als ich das Büro betrete. Herr Fabian ist am Telephon; ob ich es schon wüßte? Nein, ich weiß nichts. Was soll ich wissen?

Fräulein Gri sei in der Nacht zum Sonnabend gestorben. Zwischen zehn und elf. Mehr wüßte er nicht. Es müßte mich doch interessieren.

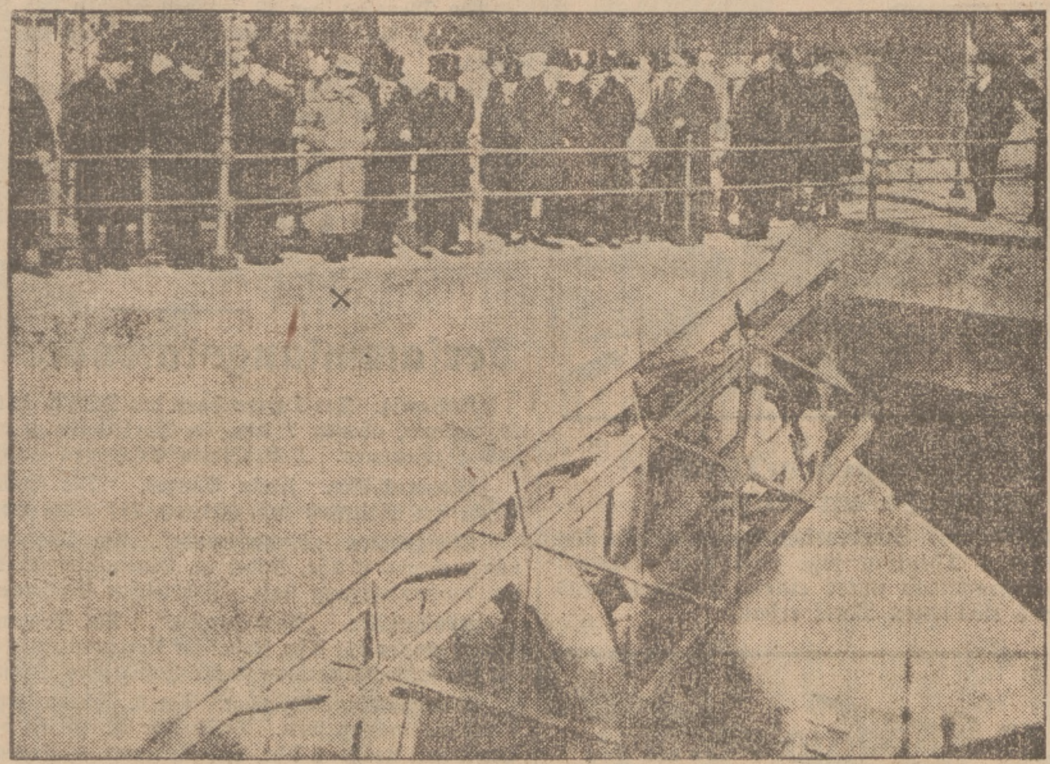
Der Herr, der am Telephon daneben saß, sagte mir zehn Tage später, daß ich lautlos zu Boden gesunken sei.

Ich bekam einen Brief von ihrer Schwester, die im Auftrag der Mutter geschrieben hatte.

„Daß sie in der Nacht vom Sonnabend immer und immer wieder meinen Namen gerufen hätte. Immer und immer wieder."

Immer und immer wieder meinen Namen gerufen!

Das neue Großkraftwerk von Rom



ist dieser Tage durch den König von Italien (×) feierlich eingeweiht worden. Das Kraftwerk, das ganz Rom mit elektrischem Strom versorgen wird, ist am Aniene-Fluß gelegen, der die durch ihre malerische Schönheit berühmten Kaskaden von Tivoli bildet.

Bilder aus dem Süden

Von Max Boden.

Jeder Ort hat seine Sonderheit, auch in bezug auf die Tiere. In Menton sind es die Esel. Esel gibt es überall auf der Welt, das läßt sich nicht abstreiten. Aber eine ganz besondere Kaste von Eseln gibt es in Menton. Sie versammeln sich alle Tage um die warme Mittagszeit auf der Promenade du Midi, gegenüber dem Cafee Rumpelmeyer. Ihr eigentlicher Beruf, oder besser der ihrer Kollegen, ist, in die entlegenen Dörfer auf den umliegenden Bergen zu klettern, die notwendigen Waren auf ihrem Rücken dort hinaufzuschleppen oder die kärglichen Erzeugnisse der armseligen Bevölkerung — Butter, Früchte — in die Stadt hinunter. Denn Straßen gibt es da nicht, das sind kleine Ortschaften, oft nur einzelne Häuser, in den Felsen hängend, mit ein paar Quadratruten Land und Graswuchs auf der Südseite. Hier hinauf und hinunter müssen also die Esel klettern, mit allen möglichen Lasten beladen, Kisten, Säcken, Fässern, daß man glaubt, sie müßten kopfüber in die nächste der zahllosen Schluchten stürzen, an denen in fortwährenden Windungen der Saumpfad sich hinabzieht. — Die Nichtstuer bei Rumpelmeyer haben es besser. Sie hören sich zunächst das Frühkonzert an, das alle Vormittage die auf den Liegestühlen sich in der Sonne röstenden Gäste des Südens unterhält. Sie nehmen die Parade ab von all den schönen Frauen, die hier entlang spazieren in duftigen Kleidern, die der laue Wind um sie her treibt, den schlanken Amerikanerinnen — schmal und hoch — wie junge Pappeln, und einem Gesichtchen, ach so sweet, so sweet, den Französinnen, biegsam und geschmeidig, mit schwarzen langen Wimpern und rosaroten Lippen. Dann beherrscht der Esel wieder das Bild. Sein Beruf besteht darin, große oder kleine Kinder eine Viertelstunde auf der Promenade entlang zu traben, wozu er sich aber ungern und nur unter Mitwirkung der Peitsche seiner „Madame", einer schwarzen Italienerin, entschließt. Ein großes Kind männlichen Geschlechts, zwischen 16 und 18 Jahren, lehnt verletzt diese Mithilfe ab, schwingt sich auf einen behäbigen, selbstbewußten Esel und reitet los. Das geht zehn Schritte — der Esel macht kehrt. Madame kommt zu Hilfe. Der Esel dreht um, geht zehn Schritte weiter — macht kehrt. Das Kind, vielmehr der junge Mann, wird deutlich, schlägt mit den Absätzen um sich und reißt am Zügel. Der Esel biegt mit dem Hinterteil in eine Seitenstraße ein. Der junge Mann wird heftig, der Esel noch mehr. Der junge Mann zieht ihn am Zügel herum. Der Esel dreht sich um 180 Grad anstatt um 90. Es wird kritisch. Der Esel stolpert rückwärts über die Kante des Trottoirs, der junge Herr manövriert mit Händen und Beinen, der Esel nimmt sich einen Anlauf — und sitzt im Schaufenster, der junge Mann liegt zwischen frischen Austern, Orangen, Bananen im Grünwarenladen.

Oestlich von Menton, am Hafen entlang, zieht sich der Quai Bonaparte. Von hier blickt man über die Rochers Rouges steil die Berge hinauf nach den Alpen. Wenn die Abendsonne auf sie niederfällt, glühen die rotbraunen Felsen feuerrot. Dann liegt Ventimiglia, Bordighera, und dahinter San Remo in strahlender Helle. Von der Amirautee schaut man nach ihnen hin, einem weltberühmten Restaurant, auf schroffem Hügel oberhalb des Meeres, wo die großen Staatsmänner den Tee trinken, inkognito, von San Remo oder Cannes kommend. Unten liegt die Pergola — Bad, Cafee, ein kleines Hotel mitten im Wasser. Nicht weit davon sind die Tennisplätze. Vom frühen Morgen ab sausen hier die Bälle und leuchten die weißen Blusen.

In Nizza ist das Leben noch bunter. Eben noch drängte man sich durch die Gallerie Laffayette, würdige Filiale des Pariser Hauses, mit Front und Kollonade aus lauter Marmor und in wenigen Minuten sitzt man im Palais de la Jetee, weit draußen im Meer, tanzt, spielt oder hört zu, wie die Wellen gegen die Planken schlagen. Nach Westen geht der Blick über die Promenade des Anglais, nach Osten über den Quai des Etata Unis, beide zusammen eine Luxusstraße von über 7 Kilometer Länge. Wer spricht die Sprachen, die diese Straße gehört hat? Wer ahnt die Buntheit, die sie täglich sieht? Neben den neuesten Toiletten von Poiret, den kostbarsten Spitzen aus Brüssel, steht der türkische Teppichhändler in seiner Landestracht und bietet seine Ware an, die er von früh bis abends über die Schultern geworfen, mit sich herumschleppt. Da ist ein Aegypter aus Kairo oder Alexandria mit Halsketten, Ringen und Edelsteinen, die er auf offener Straße verkauft.

In Nizza fehlt es an nichts. Der Tag genügt nicht, um alles zu erleben, was der Süden bietet. Von der Frühstückstafel weg springt man, nur in den Bademantel gehüllt, nach dem Strand ins Wasser. Dann liegt man in der Sonne, von der man nie genug kriegen kann, flaniert noch eine halbe Stunde, mustert die internationalen Gesichter und schon ist es Mittag. — Die Mahlzeit geht nicht so schnell vorüber, denn man blickt über das Meer, sieht die weißen Möven, die auf den Wellenkämmen schaukeln, in der Sonne glitzern oder schaut in der Ferne einem Dampfer nach. — Am Nachmittag ist Rennen. Die Rennbahn liegt in dunklem Grün. Das muß wundervoll abstechen von dem hellen Schimmer der Kleider. Tennis und Golf müssen heute bleiben; aber zur Oper reicht die Zeit noch: ein Gastspiel aus Paris — wie so oft. Man bietet hier nur das Beste. — Dann noch ein Souper im Hotel Negresco, mit seiner eigenartigen Fassade in schwarz und weiß, oder ein Spiel im Kasino, Municipal, Boule oder Baccarat. Auf Roulette muß man verzichten, das ist für Monte Carlo reserviert. Der Tag ist um, oder vielmehr der nächste schon angefangen. Wie soll das werden, wenn der Karneval beginnt?

Die Welt ist ja soviel tausendfach schöner, als man glaubt. Wie soll man es nur anfangen? Schon immer in Menton lockt Italien. Wäre es so schlimm, — über San Remo, Genua — ein Wochenende in Venedig zu verbringen? Wieder einmal die Tauben zu füttern auf dem Maucusplatz, oder eine venezianische Nacht im Boot auf den Lagunen vor den Dogenpalästen zu verträumen und dem Gesang der Gondolieri zuzuhören? Man denkt sich in die Zeit der Medici zurück und wird gefangen von Zauber und Romantik der Patrizierstadt, die Kunst und Handel in gleicher Weise förderte und schützte. Heute hat sie ihr Stammpublikum am Lido, aus aller Herren Länder, das sich so sicher alljährlich hier zusammenfindet, wie Winter und Herbst sich folgen.

Soll man jetzt zurück zur Riviera fahren? Wo man auf halbem Wege ist nach Abbazia? — Das geht nicht. Abbazia muß man noch sehen, der Platz, der von Jahr zu Jahr mehr von sich reden macht, wo die Magnaten von Film und Bühne sich treffen und andere Größen, wo die Adria rätselhaft blau sich abhebt von der weißen Küste und der Badestrand in seinem wirren Durcheinander einem Schwarm in allen Farben schillernder Schmetterlinge gleicht.

Wo nur immer die neuen Farben herkommen? Die Menschen sehen anders aus, der Himmel, das Wasser. Die Wolken leuchten weiß und durchsichtig und spiegeln sich im Meer, das einmal glänzt wie lauter Silber und dann wieder funkelt tiefgrün und blau. Jetzt muß man schon hier bleiben. Dieses muntere Treiben mit immer neuen Gesichtern, neuen Sensationen lohnt genaueres Studium. — Man muß eben im nächsten Jahr die Reise von vorn anfangen, vielleicht wieder bei den Eseln in Menton.

Utrechter Union

Von O. Burgemeister.

Das niederländische Volk hat am 23. Januar die Erinnerung an ein Ereignis gefeiert, das nicht nur für die niederländische, sondern für die ganze europäische Staatengeschichte von größter Bedeutung gewesen ist. Was an jenem denkwürdigen 23. Januar 1579 — also vor 350 Jahren — im hohen Kapitelsaale des heute durch Restauration zu neuer Pracht erstandenen Utrechter Domes vor sich ging, war ein ausgesprochen revolutionärer Akt, durch den nicht allein ein neuer selbständiger Staat in Westeuropa geboren, sondern auch ein wichtiger Schritt zur bürgerlichen Demokratie getan wurde.

Ein langjähriger erbitterter Freiheitskampf gegen Spanien lag damals bereits hinter dem niederländischen Volke, ein Krieg, der freilich weniger ein nationaler als vielmehr ein Klassenstreit zwischen dem aufkommenden niederländischen Bürgertum und dem habsburgischen Feudalismus war. Von seinem Vater, dem deutschen Kaiser und spanischen König Karl V., hatte Philipp II. neben der spanischen Krone die schon im 15. Jahrhundert von den Habsburgern durch Heirat erworbenen burgundischen Lande, darunter die heutigen Niederlande und das heutige Belgien, geerbt. Hätte der große Aufstand einen rein nationalen Charakter gehabt, wie es die heutige niederländische Geschichtslegende darstellt, dann hätte er auch das heutige belgische Flandern umfassen müssen. Aber dieser Teil von Niederland ist bis in die Tage der großen französischen Revolution gut habsburgisch geblieben, weil hier der Adel, mit dem in den nördlichsten Niederlanden schon die großen Bürgerkriege des 15. Jahrhunderts zwischen den Hoekschen (Adligen) und den Kabeljauschen (Bürgerlichen) gründlich aufgeräumt hatten, noch bedeutend fester im Sattel saß. Wäre es andererseits nur ein Religionskampf gewesen, wie es die Legende der niederländischen reformierten Kirche behauptet, so hätten sich der Utrechter Union nicht auch Gebiete mit starker katholischer Bevölkerung angeschlossen. Allerdings gewann der Kampf dadurch einen nationalen Charakter, daß der Adel spanische Truppen ins Land holte, und er wurde zugleich von der religiösen Ideologie beherrscht, weil eben der Adel aus Klasseninteresse zur katholischen Religion des spanischen Königs hielt, während die Bürgerschaft der großen Handelsstädte sich in der Reformationszeit dem Calvinismus angeschlossen hatte.

Ende 1578 beschränkte sich Philipp II. bereits im wesentlichen darauf, die südlichen Niederlande, das heutige Belgien, zu behaupten. Deshalb konnte Anfang 1579 der große Schritt gewagt werden, die Unabhängigkeit der sieben nördlichen Provinzen zu proklamieren. Diese Provinzen waren Holland, Zeeland, Utrecht, Gelderland, Overissel, Groningen und Friesland. Der neue Staat hat bis ins Zeitalter Napoleons den Namen „Republik der sieben Vereinigten Niederlande" geführt. Für die Proklamation dieser Republik traten im Januar 1579 in der alten Bischofstadt Utrecht Delegierte der sieben Provinzen, die alle am Aufstand beteiligt gewesen waren und sich schon im alten Burgundischen Reiche eine gewisse Vorrangstellung erobert hatten, zusammen, um den neuen Staat zu gründen und ihm eine aus wenigen Paragraphen bestehende Verfassung zu geben. Dank der gemeinsam erlebten Not der voraufgegangenen Jahre wurde man in Utrecht sehr schnell einig.

Dieses ausgesprochen revolutionäre Abkommen wurde die Magna Charta der niederländischen Unabhängigkeit. Die Utrechter Union bildete geradezu den Höhepunkt des großen Freiheitskampfes der Niederländer, und Philipp II., der wenige Jahre später seine große Flotte, die Armada, die er gegen England ausgesandt hatte, durch die Stürme des englischen Kanals vernichtet sah, hat dieses Abkommen nicht mehr umzustoßen vermocht. Von diesem 23. Januar 1579 an datiert der beispiellose Aufschwung der Niederlande in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das Aufblühen des Handels, der Künste und Wissenschaften, jene einzigartige, nur mit der Blüte des alten Athen nach den Perserkriegen vergleichbare Glanzzeit, die man noch heute das „Goldene Jahrhundert" nennt.

Allerdings hat die Utrechter Union auch ihre Schattenseiten. Sie schuf keinen zentralistischen Staat, weil den Nordniederländern seit dem Kampfe gegen eine starke Zentralgewalt im alten Burgund jeder Zentralismus tief verhaßt war. Sie verankerte auch die Demokratie noch nicht fest genug, so daß der große niederländische Staatsmann Van Oldenbarnevelt schon 40 Jahre später auf Anordnung des Präsidenten oder, wie man damals sagte, des Statthalters der jungen Republik aus dem Hause Oranien hingerichtet wurde. Die Utrechter Union hat es immerhin noch ermöglicht, daß die Oranier, die zunächst zweifellos große Verdienste um den Befreiungskampf gehabt hatten, sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu erblichen Präsidenten oder Erbstatthaltern aufwerfen konnten und dadurch wieder den Weg zur Monarchie beschritten. Dennoch hat dieses Dokument der Utrechter Union die größte Bedeutung für die europäische Geschichte erlangt. Mit ihm beginnt die Kette der großen bürgerlichen Revolutionen, die bestimmt waren, das Aussehen unseres Kontinents völlig zu verändern und den Weg für die große Erhebung des Proletariats im 19. Jahrhundert zu bereiten.

100 Jahre „Faust"

H. Leonard.

Am 19. Januar sind 100 Jahre vergangen, seit Goethes „Faust" am Hoftheater in Braunschweig die Uraufführung erlebte.

Während der Straßburger Studentenzeit vertiefte sich Goethe in die Urquellen deutscher Volksgeschichte, Volkslied und Volkssage. Zwei Gestalten traten ihm näher: Götz von Berlichingen und Faust. Schon regte sich in ihm der gewaltige Drang, diese Gestalten zu Helden seiner Dramen zu machen. Aber ihm fehlte noch die Welterkenntnis, den Faust, wie er sagt, „in das handelnde Leben zu stellen". Die Sturm- und Drangjahre, Jahre tiefer Selbsterkenntnis und persönlichen Erlebens ließen ihn die eigene Seele erkennen. Im genialen Wurf gelang es ihm, aus dem tiefen Drang nach der Natur deutscher Vergangenheit im Faust das uralte Problem der Erlösung der Menschheit zu gestalten. Als Goethe am 7. November 1775 in Weimar eintraf, las er nach Ende des Monats seinen „halbfertigen" Faust vor. Sein Faust begleitete ihn durch alle Phasen seines Lebensweges. Im Frühjahr 1801 war der erste Teil der Tragödie beendet. Aber noch sieben Jahre sollten vergehen, bis der Faust 1808 als Buch erschien. Einige Bruchstücke erschienen zur Ostermesse im „Cottaschen Morgenblatt".

Wieder sollten 21 Jahre vergehen, bis die gewaltige Tragödie über die Bühne ging. Goethe selbst hatte den Faust nicht als Bühnendichtung geschrieben. Doch faßte der Generaldirektor des Braunschweiger Hoftheaters, August Klingemann, den Plan, den Faust für die Bühne zu bearbeiten. Goethe selbst hat der Aufführung nahe gestanden, aber die Aufführung nicht begünstigt, wie er an Klingemann schreibt: „Meine Werke sind im Druck erschienen und Gemeingut des Publikums geworden. Ich füge hinzu, daß ich mich seit langer Zeit nicht mehr um das Theater bekümmere, machen Sie daher mit meinem Faust, was Sie wollen."

Schon November 1928 waren die Vorarbeiten in vollem Gange. Am 19. Januar 1829 ging die Uraufführung vor sich. Klingemann hatte den Faust in sechs Abteilungen gegliedert. Klingemann strich die Vorspiele, die Walpurgisnacht, die Sturmszene und Gretchen am Spinnrade, um das lyrische Intermezzo als undramatisch auszuschalten. Dem Monolog der Osternacht fehlte der Chor der Jünger und der Engel; der Gesang der Geister in der Paktszene war durch einen Tanz ersetzt. Die Haupt- wie Nebenrollen waren mit den besten Kräften besetzt. Den Faust spielte Schütz, den Mephisto Marr, Margarete Ma-



Geheimrat Prof. Dr. Dietrich

unter dessen Vorsitz in Berlin der Jubiläumskongreß der Balneologischen Gesellschaft anläßlich ihres fünfzigjährigen Bestehens stattfand.

dame Berger, Valentin Kettel, die Martha Klingemanns Gattin.

Ueber die Aufführung, die vier Stunden dauerte, liegen einige Berichte vor. Die damals in Braunschweig erscheinende „Mitternachtszeitung für gebildete Stände“ nennt den Erfolg der Aufführung „sehr gut“. In der Dresdener „Abendzeitung“ vom 29. Januar 1829 schreibt der Kritiker von einem „gedrängt vollem Hause und von glänzenden Erfolgen“. Schütz als Faust habe seine schwere Aufgabe „mit Meisterschaft gelöst. Unerschöpflich blieb seine Kraft bis zum Schlusse“. Marr als Mephisto hat seinen „bedeutenden Ruf glänzend gerechtfertigt“. Das Gretchen der Madame Berger nennt er „ein liebliches Gebilde von Anmut und Innigkeit“, und Madame Klingemann spielt aus „Achtung vor dem Meisterstück die Rolle der alten Nachbarin und sie habe diese Rolle ergötzlich im Sinne des Dichters gegeben“. Der Kritiker prophezeit „wie unrichtig die Behauptung, eine Aufführung des Gedichtes sei unmöglich, wir prophezeien mit voller Ueberzeugung, daß Goethes Meisterwerk noch viele hundert Darstellungen erleben wird“. Klingemann erstattete am 28. Januar 1829 dem Dichter einen Bericht über die Braunschweiger Aufführung, besonders über Marrs weltmännische Auffassung des Mephistopheles.

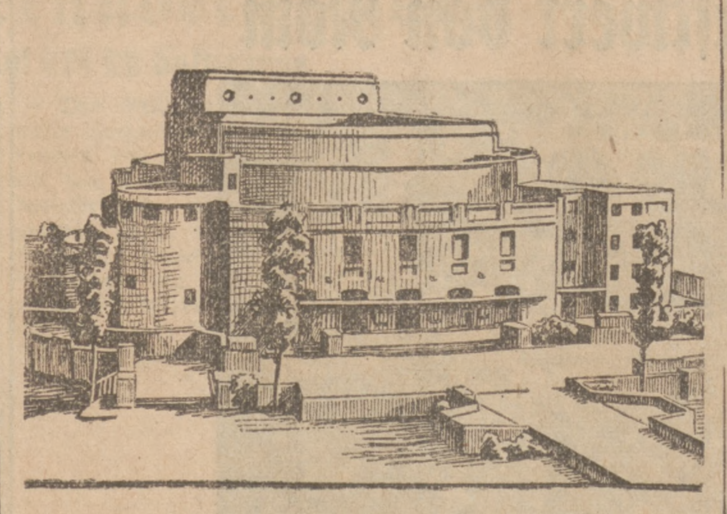
Die Klingemannsche Bühneneinrichtung wurde von den größten Bühnen benutzt. Die nächste Aufführung fand am 8. Juni 1829 in Hannover statt, dann folgte Stuttgart. Unter Ludwig Tiecks Leitung wurde Faust in Dresden am 29. August und in Leipzig am 28. August 1829 aufgeführt. Die Vaterstadt Goethes, Frankfurt a. M., und Weimar brachten die Aufführung in acht Abteilungen, verwendeten aber Klingemanns Einrichtung.

Hundert Jahre sind verflossen, seit diese größte deutsche Geistesschöpfung und Menschheitsdichtung sich die Bühne eroberte. Dankbar wird die Kulturwelt sich der Tat Klingemanns erinnern und der Aufführung gedenken.

Südpol-Forschungen Byrds

Wie vor kurzem die Wilkinsche Expedition, die ihren Stützpunkt südlich von Amerika hatte, einen bedeutenden Flug über das Grahamland ausführte, wobei die Inselnatur dieses Polarlandes festgestellt wurde, so hat jetzt auch die Byrdsche Südpolarexpedition ihre erste Luftreise unternehmen und ein großes unerforschtes Gebiet überfliegen können. Byrd ließ sich mit seiner umfangreichen Expedition in der Walfischbucht, im Osten der großen Eismauer, nieder, wo einst Amundsen seinen Ausgangspunkt für die Schlittenreise zum Südpol hatte und wo augenblicklich die Byrdsche Expedition mit Errichtung ihrer Stationsgebäude beschäftigt ist. Gleich nach Anlandbringung eines Flugzeuges stieg dieses mit den Fliegern Smith und Johnny auf, überflog zuerst das unbekannte Hafengebiet, das Chamberlain-Hafen getauft wurde, und entdeckte dann einen Fjord, dem man den Namen Lindberg-Hafen gab. Die weitere Fahrt ging in südwestlicher Richtung über völlig unerforschte Gebiete, doch zeigte sich bald, daß die drei magnetischen Kompasse des Flugzeugs wegen der Nähe des magnetischen Südpols ganz wertlos waren, so daß nur ein Sonnenkompaß benutzt werden konnte. Schließlich mußte indessen infolge des Versagens der Kompasse die Rückfahrt angetreten werden, nachdem ein unbekanntes Gebiet von 1200 englischen Quadratmeilen überflogen worden war.

Die „Polarstadt“, die sich an der großen Eismauer erheben wird, umfaßt neben fünf größeren Holzgebäuden eine Anzahl kleiner Häuser. Im größten Gebäude erhalten die Leitung der Byrdschen Expedition, die Funkenstation, die Aerzte usw. ihren Platz. Bei Zusammensetzung der Gebäude werden wegen der magnetischen Forschungen keinerlei eiserne Nägel verwendet. Die Masten der Funkenstation erhalten 30 Mtr. Höhe, und es wird eine besondere Kraftstation hergestellt. In der Messe kommen die Filme, die bei den Flügen aufgenommen werden, zur Vorführung, und sonstige Zerstreuungen bieten die Vorträge der Wissenschaftsmänner über ausgeführte Forschungen, sowie die reichhaltige Büchersammlung und Musikinstrumente. Denn im Gegensatz zu früheren Polarexpeditionen, die oft höchst trübselige Ueberwinterungen durchmachen mußten, so z. B. auch die Nansensche „Fram“-Expedition, deren Mitglieder sich bei der letzten Ueberwinterung in schlechter Gemütsverfassung befanden, weist die Byrdsche Südpolarexpedition alle möglichen Bequemlichkeiten auf, ganz zu schweigen von der dauernden Verbindung mit der Außenwelt, die durch die drahtlose Einrichtung ermöglicht wird, in der das heutige Polarforschungswesen ein unschätzbares Hilfsmittel besitzt.



Das neue Shakespeare-Theater in Stratford on Avon

Shakespeares Geburts- und Sterbeort, wird an Stelle des 1926 niedergebrannten Theaters jetzt nach dem Entwurf von Elizabeth Scot-Hamstead unter einem Kostenaufwand von 5 Millionen Mark erbaut.



Kattowitz — Welle 416.

Mittwoch. 11.56: Wetterbericht und Zeitansage. 15.45: Vorträge. 16: Schallplattenkonzert. 17: „Der schlesische Gärtner“, Vortrag. 17.25: Polnischer Sprachunterricht. 17.55: Volkstümliches Konzert, übertragen aus Warschau. 19.10: Für die Hausfrau. 20: Literarische Uebersicht. 20.30: Kammermusik. Uebertragung aus Warschau. 22: Wetterbericht und Zeitansage. 22.30: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1111,1.

Mittwoch. 12.10: Stunde für Kinder. 13: Stunde des Landwirts. 15.10: Vorträge. 15.50: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Volkstümliches Konzert. 19.10: Vortrag. 20.30 Kammermusik, Orchester und Gesangsvorträge. 22: Abendberichte. 22.33: Tanzmusik aus dem Restaurant „Oase“.

Gleiwitz Welle 326.4. — Breslau Welle 321.2.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Mittwoch, den 30. Januar. 16: Uebertragung aus Gleiwitz: Es war einmal. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18: Stunde der Technik. 18,30: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Hans Bredow-Schule, Abt. Sprachkurse. 19,15: Wetterbericht. 19,20: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Abt. Literatur. 19,40: Uebertragung aus Berlin: „Einführung zu der Uebertragung aus dem Theater des Westens in Berlin: Friederike. 23: Die Abendberichte.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Am Dienstag, den 29. Januar, abends 7.45 Uhr, findet eine Fortsetzung des „Fragekastens“ statt. Nachher eine Vorstandssitzung.

Zalenze. Am Sonnabend, den 2. Februar, findet um 5 Uhr nachmittags, im Saale des Herrn Golczyk, ein Vortrag statt, über Sozialismus. Referent: Dr. Bloch. Aus besonderem Interesse zahlreiches Erscheinen auch der Genossinnen erwünscht.

Königshütte. Mittwoch, den 30. Januar, abends 8 Uhr, erscheint Dr. Bloch zur weiteren Fortführung seines Referats über „Das sittliche und soziale Leben der Völker im Christentum.“ Niemand versäume diesen zweiten, wichtigsten Teil des Vortrages.

Versammlungskalender

Kattowitz. Der Ortsvorstand der DSAP. tritt am Dienstag, 29. Januar, abends 7 Uhr, im Parteibüro zu einer Vorstandssitzung zusammen. Vollzähliges Erscheinen dringend erwünscht.

Bismarckhütte. Freie Sänger. Die Probe findet diese Woche am Mittwoch statt Freitag, 7¼ Uhr, statt.

Königshütte. „Naturfreunde“. Am Mittwoch, den 30. Januar, abends 8 Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses die Vorstandssitzung statt. Zahlreiches Erscheinen erwünscht.

Königshütte. „Naturfreunde“. Am Mittwoch, den 6. Februar, abends 7½ Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses die Monatsversammlung statt. Zahlreiches Erscheinen erwünscht.

Königshütte. Volkschor. Am 3. Februar findet unsere Monatsversammlung statt. Teilnahme ist Pflicht aller Mitglieder. Treffpunkt nachm. 3 Uhr, Büfettzimmer. — Freitag, den 1. März, abends 8 Uhr, Chorprobe im Vereinszimmer.

Lipine. Mitgliederversammlung der DSAP. Am Sonnabend, den 2. Februar, vorm. 9½ Uhr, im Machonschen Lokal, Bahnstraße, findet eine Mitgliederversammlung der DSAP. statt, zu der auch alle Kulturvereine und die Mitglieder der Freien Gewerkschaften eingeladen sind. Referent: Sejmabgeordn. Genosse Kowoll. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Janow-Nickischschacht. Am Sonnabend, den 2. Februar, nachmittags 3 Uhr, bei Kotterba, Mitgliederversammlung der DSAP. und Arbeiterwohlfahrt. Referent: Genosse Sejmabgeordn. Kowoll. Die freien Gewerkschaftler sind herzlichst willkommen.

Eichenau. Maschinisten und Heizer. Am Sonnabend, den 2. Februar, nachm. 5 Uhr, findet im Lokale des Herrn Brzezina (Achtelik) unsere Generalversammlung statt.

Eichenau. DSAP. und Arbeiterwohlfahrt. Am Sonnabend, den 2. Februar, nachmittags 3 Uhr, findet eine wichtige Vorstandssitzung im Lokale Achtelik statt. Alle Vorstandsmitglieder werden um pünktliches Erscheinen gebeten.

Nikolai. Die Generalversammlung der „Arbeiterwohlfahrt“ findet am Sonnabend, den 2. Februar, nachm. 3 Uhr, im Lokal „Freundschaft“ statt. Referentin: Genossin Kowoll. Vollzähliges Erscheinen auch der Genossen der DSAP. erwünscht.

Nikolai. Sonntag, den 3. Februar, nachm. 5 Uhr, findet im Lokal „Freundschaft“ ein Vortrag des Bundes für Arbeiterbildung statt. Alle Genossen, Genossinnen sowie Freigewerkschaftler werden ersucht, pünktlich sowie restlos zu erscheinen. Referent: Genosse Dr. Bloch. Thema bleibt dem Referenten vorbehalten. Daselbst werden auch Bücher unserer Bibliothek ausgeliehen.

Ober-Lazisk. Bergarbeiterverband. Am Sonnabend, den 2. Februar, nachm. 3 Uhr, findet bei Herrn J. Mucha eine Mitgliederversammlung statt. Gäste, die Mitglieder werden wollen, haben auch Zutritt. Die Tagesordnung wird bei der Versammlung bekanntgegeben.

Kostuchna. Generalversammlung der DSAP. Am Sonntag, den 3. Februar, nachm. 3½ Uhr, findet unsere diesjährige Generalversammlung statt. Die Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt ist freundlichst eingeladen, ebenso die freien Gewerkschaftler. Referent: Genosse Sejmabgeordneter Kowoll.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr oap., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

